

Studienkreis Rundfunk und Geschichte Mitteilungen

10. Jahrgang Nr. 1 - Januar 1984

Nachrichten und Informationen:	
Der neue Vorstand - Jahrestagung 1984 - Doktoranden-Kolloquium 1984 - Mikrover- filmung der Rundfunkfachpresse - Rundfunk- geschichte in Koblenz - Fachgruppe Archive und Dokumentation - Kontinuität und erneuer- te Verpflichtung	Seite 1
Schwarzes Brett: Ernst Schnabel zum 70. Ge- burtstag - Sir Hugh Greene in der "NDR-Talk- show" - Kenneth Mackenzie Clark of Salt- wood (1903-1983) - Ira Gershwin (1896-1983) - Constantin (Tino) Rossi (1907-1983) - Lucienne Boyer (1901-1983) - William Paley im Ruhestand - Archie Bunker am Ende - Radio Vaticana vor Gericht - Programmzeitschriften- Flop - An die Redaktion der MITTEILUNGEN - Corrigenda	Seite 8
14. Jahrestagung 1983: Prof. Treue zum Ende seiner vierzehnjährigen Amtszeit	Seite 24
Pressestimmen	Seite 30
August Soppe: Rundfunk als Gegenstand der Pressekritik in der Weimarer Republik	Seite 38
Andrea Brunnen-Wagenführ: Die Rolle der Fachkorrespondenzen	Seite 52
Franz Everschor: Die Beschaffung und Aus- wertung von Spielfilmen in den Fernseh- programmen	Seite 70
Wolfram Wessels: Der 9. November, "weihe- vollster Tag" im "Dritten Reich" - Ein Ver- such zur Programmgeschichte	Seite 82
Karl H. Karst: Zeitgeschichte in den Massen- medien - Überlegungen anlässlich einer Tagung zum Luther-Jahr 1983	Seite 101
Winfried B. Lerg: Persönliche Zeugnisse in der Rundfunkgeschichte - Zur Kritik der Oralistik (Oral History)	Seite 105
Bibliographie: Zeitschriftenlese 30 (1.9.-30.11.1983)	Seite 109
Besprechungen	Seite 113

Ergänzung zu NACHRICHTEN UND INFORMATIONEN

Hörspiele in der ARD 1982

Im September 1983 veröffentlichte das Deutsche Rundfunkarchiv (DRA) den Katalog "Hörspiele in der ARD 1982". Dieser zweite Band aus der Reihe "Hörspielverzeichnisse" verzeichnet die 1982 erstmals gesendeten Hörspiele der Hörspielredaktionen in der ARD und des RIAS Berlin.

Das Hörspielverzeichnis entsteht in enger Zusammenarbeit mit den Rundfunkanstalten. Es ist eine Zusammenstellung von Produktionsbögen, die von den Hörspielredaktionen selbst oder nach deren Angaben ausgefüllt werden.

Neben Autor und Titel gibt der Katalog unter anderem Auskunft über Mitwirkende, Regisseur und Inhalt der Hörspiele. Hinzu kommen technische Informationen (z. B. Dauer, Betriebsart) sowie Angaben über Produktions- und Erstsendedaten. Zusätzlich bietet der Katalog Übersichten über Hörspielpreise und Hörspielpublikationen des Jahres 1982. Mehrere Register (Titel, Autoren und Bearbeiter, Serien und Reihen, Genre) vervollständigen das Hörspielverzeichnis.

Das Verzeichnis umfaßt 447 Seiten und kostet DM 28,--. Es wurde zusammengestellt von Elisabeth Lutz und ist zu beziehen über das Deutsche Rundfunkarchiv, Bertramstraße 8, 6000 Frankfurt am Main 1.

DRA

NACHRICHTEN UND INFORMATIONEN

Der neue Vorstand

Die Mitgliederversammlung des Studienkreises hat am 16.9.1983 in München als neuen Vorstand gewählt:

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Friedrich P. Kahlenberg,
Ltd. Archivdirektor beim Bundesarchiv
Koblenz und Hochschullehrer an der Universität Mannheim
- 2 Stellv.Vors.: Dr. Harald Heckmann, Vorstand des Deutschen
Rundfunkarchivs Frankfurt/M.
Prof. Dr. Rainer Kabel, Redakteur beim Sender
Freies Berlin und Hochschullehrer
- Schriftführer: Walter Först, Leiter der Landesredaktion beim
Westdeutschen Rundfunk Köln
- Schatzmeister: Wolfgang Hempel, Leiter Dokumentation und
Archive beim Südwestfunk Baden-Baden
- Beisitzer: Dr. Wilhelm van Kampen, Abteilungsleiter in
der Landesbildstelle Berlin
Dr. Edgar Lersch, Leiter des Zentralarchivs
beim Süddeutschen Rundfunk Stuttgart
Dr. Arnulf Kutsch, Wiss.Mitarbeiter am Insti-
tut für Publizistik an der Universität Münster
Prof. Dr. Winfried B. Lerg, Direktor des
Instituts für Publizistik an der Universität
Münster
Dr. Heiner Schmitt, Leiter Archiv/Bibliothek/
Dokumentation (ABD) beim Zweiten Deutschen
Fernsehen Mainz
Prof. Dr. Rolf Steininger, Universität Inns-
bruck
- Ehrenvorsitzender: Prof. Dr. Wilhelm Treue, Göttingen

Der neue Vorstand hat auf seiner ersten Sitzung in Berlin am 11./12.11.1983 folgende Herren kooptiert:

- Dr. Uwe Rosenbaum, Leiter Bildungs- und
Familienprogramm Hörfunk und Fernsehen beim
Sender Freies Berlin
- Reinhard Schneider, Leiter des Technischen
Zentralbereichs beim Bayerischen Rundfunk
München
- Werner Schwipps, Leiter Transkription Hörfunk
bei der Deutschen Welle Köln
- Dr. Rüdiger Steinmetz, Hochschule für Fern-
sehen und Film München

Jahrestagung 1984

Der Vorstand hat auf seiner Sitzung in Berlin beschlossen, die 15. Jahrestagung am 28. und 29. September 1984 mit dem vorausgehenden Kaminabend am 27. September 1984 in Berlin abzuhalten.

Doktoranden-Kolloquium

Das 12. Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises findet am 12. und 13. Mai 1984 in der Landessportschule Grünberg/Hessen statt. Es ist, wie auch die früheren Kolloquien, allgemein für Studierende offen, die eine wissenschaftliche Abschlußarbeit zur Rundfunkforschung schreiben.

Bei dem breitgefächerten Themenkatalog rundfunkbezogener Arbeiten und der sich damit befassenden Wissenschaftsdisziplinen ist es für die rechtzeitige Vorbereitung des nächsten Kolloquiums wichtig, möglichst früh den Interessentenkreis und die bearbeiteten Themen zu kennen, um danach die Arbeitsgruppen einzurichten. Daher werden Interessenten gebeten, sich und ihre Forschungsvorhaben schon möglichst bald schriftlich vorzustellen und sich damit gleichzeitig anzumelden. Im vorigen und in den letzten Jahren sind immer noch Anmeldungen nach dem Anmelde-schluß eingegangen, was die Vorbereitungen erschwert und die Bildung von Arbeitsgruppen behindert.

Deshalb wird hiermit zum zweiten Mal darum gebeten, sich möglichst umgehend beim Schriftführer anzumelden - Walter Först, WDR/Landesredaktion, Postfach 101950, 5000 Köln 1.

In der Nr. 4/1983 war als Schlußtermin der 15. Februar 1984 genannt worden. Mit Rücksicht auf die verspätete Auslieferung der Nr. 1/1984 verschieben wir diesen Termin bis 29.2.1984. Anmeldungen, die später eingehen, können wegen der begrenzten Teilnehmerzahl nicht mehr berücksichtigt werden.

Schema zur Anmeldung

Name	Methode(n)
Studienort	Stand der Forschung (Themenfindung, Quellenlage)
Studienfächer	Arbeitsergebnisse
Semesterzahl	konkrete Wünsche (z.B. Kontakte, Archivzugang, Erwartungen an die Tagung)
Thema der Arbeit (incl. Kurzbeschreibung des Erkenntnisinteresses)	

Mikroverfilmung der Rundfunkfachpresse

Nachdem 1981 das "Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V." in Dortmund auf Anregung des Deutschen Rundfunkarchivs in Frankfurt am Main mit der Verfilmung der Rundfunkfachpresse begonnen hatte (siehe MITTEILUNGEN 2/1982, S. 46), liegen mittlerweile weitere Zeitschriften auf Mikrofilm vor. 1982 nahm die Dortmunder Sammelstelle die Fachkorrespondenzen "Fernseh-Informationen" (ab 1950), "FUNK-Korrespondenz" (ab 1952) und "Media Perspektiven" (Vorgänger: "Hinweisdienst"; ab 1963) in ihr Verfilmungsprogramm auf; sie liegen mittlerweile bis Ende 1982 auf Film vor und sollen in Jahres- bzw. Zweijahresabständen laufend ergänzt werden. Daneben bemüht sich das Mikrofilmarchiv weiterhin um komplette Filmüberlieferungen der historischen Rundfunkprogrammzeitschriften. Von diesen sind mittlerweile die seinerzeit in Frankfurt erscheinenden "Südwestdeutsche Rundfunk-Zeitung" (1925-1941) und "Radio Umschau" (1924-1927) sowie die zunächst in Stuttgart, später in München verlegte "Bayerische Radio-Zeitung" (1924-1940) auf Mikrofilm vollständig lieferbar.

Ergänzt werden diese Verfilmungsaktivitäten historischer Rundfunkperiodika durch vollständige Mikrofiche-Ausgaben der Bibliographien "Bibliographie des Funkrechts" (1926 und 1929) sowie "Deutsches Rundfunkschrifttum" (1930-1942), die der Münchener K.G.Saur-Verlag im Laufe dieses Jahres herausbringt.

DRA

Rundfunkgeschichte in Koblenz

Unter dem Titel "Geliebtes Dampfradio" bereitet das Landesmuseum Koblenz in Zusammenarbeit mit dem Südwestfunk eine Ausstellung zur Rundfunkgeschichte vor. Sie wird in der Zeit vom 21. März bis zum 13. Mai und vom 11. August bis zum 4. November 1984 auf der Festung Ehrenbreitstein täglich in der Zeit von 9 bis 17 Uhr zu sehen sein. Die Ausstellung wird durch "Führungsblätter" erläutert, die in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Heinrich Brunswig, Dr. Ansgar Diller und Dr. Walter Klingler vorbereitet werden. Begleitet wird die Ausstellung durch ein umfangreiches Vortrags-, Film- und Exkursionsprogramm, über das nähere Informationen unmittelbar vom Museum erfragt werden können: Landesmuseum Koblenz, Festung Ehrenbreitstein, 5400 Koblenz 1, Telefon 0261 - 71715.

FPK

Fachgruppe Archive und Dokumentation

Auf ihrer Sitzung am 15. September 1983 in München behandelte die Fachgruppe "Archive und Dokumentation" das Thema "Archivische Bewertungsfragen von landes- und regionalbezogenen Sendungen des Hörfunk- und Fernsehprogramms". Zum Auftakt hielten Gerhard Becker (Landesstudio Rheinland-Pfalz des Südwestfunks, Mainz) und Manfred Simonis (Landeshauptarchiv Koblenz) einführende Referate, in denen sie erste Erfahrungen mit dem zwischen dem SWF und dem Landeshauptarchiv 1981 abgeschlossenen Kooperationsvertrag über die Einrichtung eines Archivdepots des SWF im Landeshauptarchiv Koblenz berichteten; beide sind mit der Durchführung der mit diesem Vertrag verbundenen praktischen Arbeiten beauftragt. Becker legte dabei einige erste statistische Auswertungen vor, die zeigen, wie sich die Arbeit des SWF und des Landeshauptarchivs gegenseitig ergänzen; ohne den Depotvertrag würde etwa die Hälfte der Beiträge für eine Archivierung entfallen und gelöscht werden, da sie den SWF nicht interessieren. Becker bemerkte, daß bisher die Archivierung in beiden Institutionen sich (um die Terminologie von Kahlenberg/Schmitt anzuwenden) stark an den sog. Dominanzereignissen orientiere, während sog. längerfristige Trends, Ton- und Bildmaterialien, die als politische und soziale Indikatoren für längerfristige Entwicklungen dienen können, noch im Hintergrund stehen und weitaus stärkere Beachtung finden müßten. Simonis stellte dann ausführlicher die organisatorische Abwicklung dar und ging auf die weitere archivische Behandlung des Materials im Landeshauptarchiv ein 1).

In der anschließenden Diskussion mußten leider allgemeine Bewertungsfragen hinter einer ausführlichen Information und Besprechung des Koblenzer Modells zurücktreten. Wolfgang Hempel, Leiter des Fachbereichs Dokumentation und Archive beim SWF und einer der Initiatoren des Vertrags, machte noch einmal auf die Vorteile des Vertrages aufmerksam. Einerseits ist der SWF durch die "Nachbewertung" des Landeshauptarchivs von der Aufgabe entlastet, den historisch-archivischen Gedanken, den ein verantwortungsbewußter Schall- oder Filmarchivar entgegen seiner eigentlichen Aufgabenstellung immer auch im Hinterkopf hat, mitzuberücksichtigen. Das Landeshauptarchiv seinerseits findet eine vorsortierte Auswahl vor, ist sich aber sicher, auf die gesamte Überlieferung der Anstalt, bezogen auf landeskundliche und landesgeschichtliche Themen, zurückgreifen zu können. Hempel machte ferner auf das Problem dezentraler Archivbereiche in den Rundfunkanstalten aufmerksam. Neben Fragen anstaltsinterner Effizienz spielt dabei auch eine Rolle, daß verantwortliche Archivleiter sowohl nach innen besser rigiden Löschpraktiken von Redaktionen entgegenwirken können (von denen leider in der Sitzung Kenntnis zu nehmen war) wie auch nach außen als kompetentere Gesprächs- und Verhandlungspartner gegenüber staatlichen Archivträger auftreten können, falls es zu solchen Gesprächen kommt, wie sie zwischen Baden-Baden und Koblenz mit erfolgreichem Abschluß geführt werden konnten. Verträge dieser Art wären aber um so wichtiger,

1) Vgl. Manfred Simonis: Kooperation zwischen Landeshauptarchiv Koblenz und Südwestfunk, Landesstudio Mainz, Abteilung Dokumentation und Archive, in: Unsere Archive. Mitteilungen aus den Rheinlandpfälzischen und Saarländischen Archiven. Nr. 20. Okt. 1983. S. 16-21.

als das Deutsche Rundfunkarchiv, durch dessen Koordination inzwischen sowohl die Vernichtung überregional bedeutsamer Hörfunk- wie auch Fernsehproduktionen unmöglich gemacht wird, für landes- und regionalbezogene Sendungen nicht zuständig ist. Es besteht also nach wie vor die Gefahr, daß wichtiges und unersetzbares Quellenmaterial verloren geht.

Nur am Rande konnten noch Fragen gestreift werden, inwieweit nun die AV-Quellen, bezogen auf die regionale und die Landesebene, originäres Quellengut und nicht nur Ergänzungsdokumentationen bieten. Im Zentrum müßte auch hier einmal eine kritische Analyse des O-(= Original-)Tonmaterials stehen, auf das in diesem Zusammenhang immer wieder hingewiesen wird. Kritisch wurde ferner angemerkt, daß auch von seiten der Benutzer eigentlich kaum Erfahrungen vorliegen, inwieweit audiovisuelles Material als eigenständige Quelle etwa in wissenschaftlichen Arbeiten verwandt worden ist. Es gilt daher, diese Aussprache fortzusetzen.

Edgar Lersch

*

*

*

Kontinuität und erneuerte Verpflichtung

Der auf der 14. Jahrestagung in München neugewählte Vorstand des Studienkreises hat inzwischen seine Arbeit aufgenommen. Die Geschichte des Rundfunks zu fördern und zu vertiefen, sie im Rahmen der Zeitgeschichte als einen wichtigen Aspekt öffentlichen Bewußtseins zu etablieren und in der kritischen Erörterung von Forschungsergebnissen zu objektivieren, ist die selbstverständliche Verpflichtung des Vorstandes. Zur Kontinuität seines Selbstverständnisses trägt das fortdauernde Engagement des Gründungsvorsitzenden Prof. Dr. Wilhelm Treue bei, den die jüngste Mitgliederversammlung zum Ehrenvorsitzenden wählte.

Die Bemühung um die Geschichte des Rundfunks ist nicht das Monopol einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin, Rundfunkgeschichte verlangt vielmehr nach der Zusammenarbeit über die Grenzen einzelner Fächer hinaus. Die systematische rundfunkgeschichtliche Forschung ist auch nicht allein die Aufgabe der Rundfunkanstalten, sie bedarf jedoch deren Unterstützung, und dies nicht nur bei der Quellenbereitstellung. Der Studienkreis bemüht sich um die Zusammenführung der an der Rundfunkforschung interessierten Vertreter der Wissenschaft aus unterschiedlichen Disziplinen, der Rundfunkanstalten wie der Rundfunkindustrie und der mit der Veranstaltung von Rundfunk im weitesten Sinne befaßten Institu-

tionen des Staates und der Gesellschaft. Daß die Geschichte des Rundfunks schließlich nicht isoliert von der Entwicklung der benachbarten Medien betrachtet werden kann, hat neben theoretischen und methodischen nicht zuletzt eine Reihe praktischer historischer Gründe.

Die Mittel, deren sich der Verein bei der Förderung seiner Aufgaben bedient, sind mit dem Hinweis auf die Veranstaltung der Jahrestagungen und der Doktoranden-Kolloquien, auf die Herausgabe der Schriftenreihe und der MITTEILUNGEN umrissen, aber nicht erschöpft. Mit der Vorbereitung der nächst, für den 27. bis 29. September 1984 vorgesehenen Jahrestagung befaßte sich der Vorstand auf seiner ersten ordentlichen Sitzung in Berlin am 11. und 12. November 1983. Ein dort eingesetzter Arbeitsausschuß mit den Herren Först, van Kampen, Kutsch, Lerg und dem Berichterstatter konzipierte inzwischen ein Programm, das die 1983 aufgegriffene Frage nach dem Verhältnis des Rundfunks zu den benachbarten Medien fortführt und erweitert. Der Tagungsort Berlin lädt ein, auch den kulturpolitischen Aspekt von Rundfunkveranstaltungen einzubeziehen, Rundfunk im Rahmen der kulturellen Situation in Berlin während der unmittelbaren Nachkriegszeit zu betrachten.

Über die Anregungen hinaus, die er im Rahmen seiner Jahrestagungen der Rundfunkgeschichte zu vermitteln sucht, bemüht sich der Studienkreis um die Organisation einzelner Forschungsvorhaben. Die während der Grünberger Kolloquien sichtbar werdenden Forschungsansätze bedürfen der fortdauernden beratenden Begleitung. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, richtet der Studienkreis im Jahre 1984 erstmals ein zweites Kolloquium ein, das unmittelbar vor der 15. Jahrestagung stattfinden soll. Zum Thema "Fünfzig Jahre Fernsehen in Deutschland" haben die Herren Lerg, Kutsch und der Berichterstatter begonnen, einen Sammelband mit Beiträgen von Mitgliedern vorzubereiten.

Organisation und Betreuung von Forschungsaufgaben - unter diesem Aspekt kommt der Zusammenarbeit mit der Arbeitsgruppe des Historischen Archivs im Deutschen Rundfunkarchiv eine sicher noch wachsende Bedeutung zu, wie sich der Studienkreis auch noch stärker als in der Vergangenheit bemühen muß, die Zusammenarbeit mit all jenen selbstverständlich werden zu lassen, die sich um die Geschichte in den Programmen von Hörfunk und Fernsehen wie um die Geschichte benachbarter Medien bemühen. Erste Kontakte wurden unter diesem Gesichtspunkt geknüpft; im Laufe des Jahres wird von ihnen noch zu berichten sein. Die Satzung begünstigt die Einrichtung von Fachgruppen. Wenn während der letzten Jahre davon nur im Einzelfall Gebrauch gemacht wurde, verhindert dies keine neue Initiative. Der Vorstand wird sich bei seiner nächsten Sitzung mit der Vorbereitung einer neuen technikgeschichtlichen Fachgruppe befassen und kann dabei auf Empfehlungen von Herrn Schneider (Bayerischer Rundfunk) zurückgreifen. Die bestehende, von Herrn Lersch geleitete Fachgruppe "Archive und Dokumentation" bereitet ein neues Arbeitsprogramm vor. Wünschenswert erscheint nicht zuletzt eine Initiative, die kritische Beschäftigung mit den Musikprogrammen des Rundfunks in deren historischer Entwicklung in einer eigenen Fachgruppe zu beleben, eine Aufgabe, der sich die Musikwissenschaft an den Hochschulen nur zögernd angenommen hat.

Die gegenwärtige und die künftige Arbeit des Vorstands bedarf der kritischen Begleitung und Aufmerksamkeit seiner Mitglieder. Von deren eigenem Engagement, von deren Bereitschaft zur Mitarbeit und zum Gespräch im Kreis der Mitglieder wird die Vereinsarbeit getragen und in ihrer Leistungsfähigkeit bestimmt; der Vorstand selbst kann diese Anregungen nur aufgreifen, beraten, unterstützen. So ergibt sich die auch an dieser Stelle zu erneuernde Bitte nach der Äußerung der Mitglieder, nach deren Ansprache und Zuschrift während des Jahres, nicht nur während der Jahrestagung.

In einer Zeit der sich verändernden Medienlandschaft, des Hinzutretens neuer Programmveranstalter, der Nutzung neuer technischer Möglichkeiten sieht sich die Rundfunkgeschichte, sieht sich auch der Studienkreis vorneue Aufgaben gestellt. Diese wahrzunehmen, aber auch zur Verbesserung der Nachwuchsbetreuung und der Veröffentlichungstätigkeit wird ein zusätzlicher Bedarf an finanziellen Mitteln kaum zu vermeiden sein.

Am Jahresende 1983 zählt der Studienkreis 350 Mitglieder, eine Zahl, die im Interesse **der Arbeit des Studienkreises** noch zu steigern sein sollte. Auch dabei wird es auf das Engagement der Mitglieder ankommen, um das der Vorstand bittet. Ein Werbeblatt, Vereinssatzung und sonstige Unterlagen werden auf Anfrage durch den Schriftführer zur Verfügung gestellt.

Friedrich P. Kahlenberg

SCHWARZES BRETT -----

I.

Ernst Schnabel zum 70. Geburtstag

"Meine Damen und Herren, haben Sie Lust, sich Notizen zu machen über Ihre Erlebnisse heute, am 29. Januar 1977? Schreiben Sie uns, was Sie heute erlebt haben und erleben werden. Schreiben Sie, was Sie bewegt, schreiben Sie einfach, was Ihnen einfällt." Rund um die Uhr erging am 29. Januar 1977 an alle Hörer des Westdeutschen und Norddeutschen Rundfunks die Aufforderung, ihre Empfängerrolle aufzugeben und - kurzzeitig wenigstens, mehr auch zum Schein und für einen künstlerischen Zweck - Sender zu werden. Man bat um Briefe an den "Lieben WDR", den "Lieben NDR" oder gar an den Autor und Initiator Ernst Schnabel, der bereits 30 Jahre zuvor ein ähnliches Experiment unternommen hatte. Damals, am 29. Januar 1947, forderte der Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) "alle seine Hörer zur Mitarbeit an einer Sendung auf, die einen Querschnitt durch unsere Zeit legen soll... Jeder soll eine ungeschminkte Darstellung seines Tagesablaufes geben; aus den Einsendungen soll ein Mosaik des Alltags entstehen." Schon für den 16. Mai desselben Jahres meldete "Die Ansage", das Presseorgan des NWDR, die Ursendung des Hörspiels "Der 29. Januar 1947", das "aus den 35000 eingegangenen Briefen zum gleichnamigen Preisausschreiben des NWDR" hervorgegangen sei und bald schon als erster Nachkriegsbeitrag eines deutschen Autors von BBC London übernommen werden sollte. Am 1. Februar 1950 wiederholte Schnabel seinen Appell an die Hörer. Diesmal kamen 80 000 Zuschriften, aus denen das Hörspiel "Ein Tag wie morgen" entstand. Am 29. Januar 1977 fanden sich nur mehr 2500 Hörer, die dem anonym und wohl auch wirkungsärmer gewordenen Rundfunk briefeschreibend Persönlichkeitsrechte zubilligten.

Dies sind Eckwerte einer Hör-Geschichte, aufgestellt an Hand zweier Arbeiten, die zu den wirkungsträchtigsten der deutschen Hörspiel-/Feature-Geschichte zählen und ihrem Autor, Ernst Schnabel, einen der vorderen Plätze in ihr einräumen, abgesehen gar von den Wirkungen seiner Redakteurs- und Intendanten-Tätigkeit, die, so scheint es jedenfalls, in der Biographie des Schriftstellers Ernst Schnabel einen beinahe nur episodischen Charakter einnimmt, in einer Biographie, die so farbig erscheint wie die Landschaften und Länder, die der nun Siebzigjährige bereist und beschrieben hat. "Ich bin sehr stolz darauf, daß ich nicht wie die feinen Leute über die Elbbrücken zum ersten Mal nach Hamburg kam, sondern von Bord eines Seglers", soll er gesagt haben. Am 26. September 1913 in Zwittau/Oberlausitz als Sohn eines Kaufmanns geboren, besuchte Schnabel nach der Volksschule in Zwittau die Meißner Fürstenschule St. Afra bis kurz vor dem Abitur, heuerte 1931 als Matrose an und fuhr 14 Jahre lang zur See - auf Segelschiffen zunächst, später bei der Hamburg-Amerika-Linie und schließlich, in den Kriegsjahren 1939 bis 1945, als Offizier und Kommandant eines Konvoi-Geleitbootes der Marine.

Seit 1936, so verzeichnen es die biographischen Übersichten, sei er "schriftstellerisch tätig", stets neben der Seefahrt und einem kurzen Engagement als Dramaturg am Zittauer Grenzlandtheater in der Spielzeit 1937/38. Die meisten seiner literarischen Arbeiten tragen denn auch im Titel schon die Erfahrungen des Weltreisenden mit sich: "Reise nach Savannah" hieß 1939 sein erstes Buch, dem 1941 der Islandroman "Nachtwind" und 1943 der Roman "Schiffe und Sterne" folgten. Nach einer Studie über "Thomas Wolfe" (1947) und dem Drehbuch für den Käutner-Film "In jenen Tagen" (1947) erschien 1949 ein Sammelband seiner Nachkriegsgeschichten, "Sie sehen den Marmor nicht". 1951 folgten der Roman "Hundert Stunden Bangkok" und das "Interview mit einem Stern", das als Buch wie die mehrstündige Radio-Sendung Schnabels legendäre Weltreise von 100 Stunden Flug und 100 Stunden Aufenthalt beschrieb, die er im Auftrag des NWDR unternommen hatte (7. - 16. März 1951). Dem Bericht "Großes Tamtam. Ansichten vom Kongo" (1953) gingen 1952 die Erzählungen "Hochwasser", "Der Agent" und "Die Geschichte vom Fliegenlernen" voraus. Nach der Seefahrt und dem radiophonen Wellenreiten, das er ja längst schon erprobt hatte, folgte nun also die Luftfahrt. Das Buch "Die Erde hat viele Namen" (1955) versammelte einige Texte zu einem Themenband "Vom Fliegen in unserer Zeit". Angesichts dieser Arbeiten und des 1959 im Deutschen Fernsehen gesendeten Flieger-Epos "Brigitte und Hannibal" scheint es nur naheliegend, daß Ernst Schnabel neben allen anderen Leistungen zudem noch als Förderer der Privatfliegerei in Deutschland gilt.

Seine schriftstellerischen Arbeiten - und diese scheinen ihm die wesentlichsten zu sein - prädestinierten den Welterfahrenden, 1945 als Autor für die BBC London und den NWDR Hamburg tätig zu werden. Als es im November 1946 in der "Ansage" hieß: "Der Nordwestdeutsche Rundfunk verpflichtet den Schriftsteller Ernst Schnabel als Chefdramaturg", konnte man bereits auf den "gelungenen Versuch einer neuen Rundfunkform" verweisen, den Schnabel unternommen hatte. Angesprochen war damit jedoch nicht das Nachtprogramm, das Schnabel, seit Anfang 1946 schon Leiter der "Gruppe Wort" im NWDR Hamburg, begründet hatte. Gemeint waren vielmehr jene frühen literarischen Radio-Adaptionen, die aus Mangel an originären Arbeiten und aufgrund des außerordentlichen kulturellen Nachholbedürfnisses als "Funk-Erzählungen" oder "Funk-Romane" im Vorfeld des deutschen Nachkriegshörspiels standen. Man verwies auf Schnabels Hörspiel-Bearbeitungen von Thornton Wilders "Brücke von San Luis Rey" und B. Travens "Totenschiff". Auch späterhin finden sich stets Bearbeitungen und Übersetzungen neben den eigenen literarischen Werken Ernst Schnabels, die ihrerseits jeweils in mehrfacher medialer Umsetzung vorliegen, so daß annähernd Kohärenz besteht zwischen den Titeln seiner radiophonisch und im Druck publizierten Arbeiten.

In den Bereichen von Hörspiel und Feature, die während der ersten Nachkriegsjahre noch ungehindert zusammenlebten und sich erst durch die spätere redaktionelle Trennung zu verselbständigen begannen, in diesen Bereichen lag das bevorzugte Arbeitsfeld Ernst Schnabels, der zugleich Schriftsteller und Redakteur, Organisator und schließlich sogar Intendant war. Er befindet sich damit in der kleinen Gesellschaft jener Intendantenpersönlichkeiten, die als Autoren ins Amt berufen wurden und auch als solche dieses

Amt prägten; Friedrich Wilhelm Bischoff und Ernst Hardt seien hier stellvertretend genannt. Neben Axel Eggebrecht, Peter von Zahn und Alfred Andersch, den er während seiner Intendanz 1952 nach Hamburg holte, um dort mit ihm die erste Feature-Redaktion aufzubauen, gehört Schnabel zu denjenigen Autoren, die das Feature zu Höhepunkten nicht nur des NWDR-Programms dieser Zeit machten. Seine Erfahrungen bei der BBC und seine Kenntnis der dortigen "talks and features" mögen ihm dabei behilflich gewesen sein.

"Wunderwerke radiophoner Artikulation" nannte Alfred Andersch in einem späteren Rückblick die Rundfunk-Sendungen Ernst Schnabels: "Wenn der Begriff der literarischen Avantgarde irgendwo als realisiert erscheint, so in diesen glänzend organisierten und zu organischen Einheiten komponierten Collagen aus Zitat, Dokument, Reportage, story und Dichtung." Schon diese Umschreibung kennzeichnet den Grenzbereich, in dem Schnabels Arbeiten sich ansiedelten. Es waren Arbeiten, die - unbewußt wahrscheinlich - zurückverweisen auf die "Frühzeit" des Hörspiels, in der die Erscheinungsformen dessen erprobt wurden, was als spezifisch Radiophones "Radio-kunst" sein sollte; "Hörbilder" und "Hörfolgen" stehen in diesem Spannungsfeld von Feature und Hörspiel, in welchem vor allem auch der unter Harald Braun 1932 erprobte "Aufriß" seinen Platz findet. Die in den ersten Nachkriegsjahren noch gemeinsam verlaufene Entwicklung von Hörspiel und Feature ließen den Chefdramaturgen und Abteilungsleiter Schnabel auch zum Betreuer des anfänglich nur sporadisch auftretenden "Original-Hörspiels" werden. Bedeutsam ist sicherlich seine Zusammenarbeit mit Wolfgang Borchert, dessen Heimkehrerstück er dramaturgisch betreute und am 13. Februar 1947 zur Sendung brachte, nachdem er (wie Heinz-Günter Deiters berichtet) am Vorabend noch die Arbeitstitel "Ein Mann kommt nach Deutschland" und "Einer von denen" in "Draußen vor der Tür" umbenannt hatte.

Schon drei Jahre nach der Einstellung Schnabels hieß es am 15. November 1949 in der "Ansage": "Ernst Schnabel, der bisherige Leiter der Abteilung Wort im NWDR Hamburg, hat dem Generaldirektor des NWDR, Dr. Adolf Grimme, vorgeschlagen, seine Arbeit im Rundfunkhaus Hamburg in ein freies Mitarbeiterverhältnis umzuwandeln. Die Leitung der Abteilung hat Dr. Walter Hilpert übernommen." Nun war er wieder "freier Schriftsteller", ein Zustand, der mit dem Etikett "frei" für Ernst Schnabel wohl einen besonderen Reiz besaß. Doch dieses Wort ließe sich auch anders deuten - mit der Vermutung nämlich, Schnabel habe sich nur "frei" gemacht für jene weit ehrenvollere, aber zugleich noch organisationstechnischere Aufgabe, die er nach seiner neuerlichen Mitarbeit bei der BBC London (1949/1950) und seiner Autorenarbeit beim NWDR Hamburg vom Herbst 1951 an wahrnehmen sollte. Am 23. September 1951 ernannte ihn Grimme zum Intendanten der NWDR-Funkhäuser Hamburg und Hannover, die Schnabel in der Nachfolge Willy Troesters bis zum 22. März 1955 leitete, um dann erneut auf eigenen Wunsch auszuschcheiden und wiederum von Hilpert abgelöst zu werden. Dreieinhalb Jahre lang hat er das Amt verwaltet, eine beinahe typische "Dienst-Zeit" für den "Abenteurer", der zu seiner Intendanten-Tätigkeit einmal bemerkt haben soll: "Es gibt in einigen Zoos Seehunde, die können einen Ball auf der Nase balancieren. Der Ball ist groß, der Seehund klein, und das

Publikum hält den Atem an. Die Situation eines Intendanten unterscheidet sich nur darin, daß der Ball größer ist, das Publikum den Atem nicht anhält und manche Leute den Jongleur mit kleinen Steinen bewerfen, in der Hoffnung, er verliere seine Ruhe. Im Zoo ist es verboten, beim Rundfunk nicht."

Bis 1962 blieb Schnabel nun freier Schriftsteller, diesmal ohne organisatorische Neben-Tätigkeit, dafür aber mit außerordentlicher Produktivität und großem Erfolg. 1956 erschien sein Roman "Der sechste Gesang", für den er 1957 den Berliner Kunstpreis Literatur (Fontane-Preis) erhielt. Auch in seiner Radioarbeit brachten die Jahre bis 1962 große Erfolge. Nach Hörspielen und Features wie "Der 29. Januar 1947", "Ein Tag wie morgen", "Großes Tamtam. Ansichten vom Kongo" und "Interview mit einem Stern" folgte 1958 die Hörspielrealisation des gleichzeitig als Buch erschienenen und mittlerweile in zwanzig Sprachen übersetzten Berichtes "Anne Frank - Spur eines Kindes", für den er den Sonderpreis des Prix Italia (Human Right Price der Unesco) erhielt. Schnabel verzichtete dabei auf alle seine Autorenrechte und übergab sie einer neu gegründeten Stiftung, die israelischen Studenten einen Deutschlandaufenthalt ermöglichen sollte. 1959 wurde er mit dem Hermann-Stahl-Preis der jüdischen Gemeinde Berlins ausgezeichnet. 1958 erschienen die beiden Romane "Der Vogel, der sprechen kann" und "Ich und die Könige", beide auch radiophon umgesetzt, letzterer gar als sechsteiliger "Funk-Roman" des Südwestfunks. Es folgten: "Das schweigende Dorf" (1959), "Die Inseln unter dem Wind" (1965), "Gullivers Reisen zu den Gleichgroßen" (1966), "Ein Jahrzehnt wird besichtigt" (1969). Nach siebenjähriger freier Autorentätigkeit jedoch verpflichtete sich Ernst Schnabel 1962 erneut, diesmal bei NDR und SFB, um dort zusammen mit Rolf Liebermann das Dritte Hörfunkprogramm aufzubauen und zu leiten. Obwohl er von sich selbst behauptete, "ohne Sendungsbewußtsein geschaffen" zu sein, gab er sich in dieser Programmtätigkeit doch äußerst sende-bewußt. Nach dem Verhältnis von Minderheit und Massenmedien befragt, antwortete er 1964 in einem Interview mit der Wochenzeitung "Die Zeit": "Ich meine, daß eine Nation, die sich eine demokratische Staats- und Lebensform gegeben hat und sie auch praktizieren will, die Pflicht hat, Minderheiten zu versorgen... Wir leben in einem Land und in einer Zeit der Massenmedien, die die Minderheiten der Neugierigen, der geistig Aktiven, der Fragenden, der Zweifelnden, der Uner sättlichen (was die Befriedigung hoher Ansprüche betrifft) einfach außer Betracht lassen. Ich glaube aber - und man wird mir diesen Glauben bestimmt nicht nehmen -, daß eine Nation verkümmern muß (einschließlich ihrer eindrucksvollen, wenn auch bescheideneren Mehrheiten), die ihre im hohen Anspruch unbescheidenen Mitbürger im Stiche läßt."

Vielleicht war es der Wunsch, sich diesen Glauben zu bewahren, der Ernst Schnabel - neben anderen Gründen - 1965 dazu bewog, nach wiederum nur dreijähriger Dienst-Zeit von seinem Amt zurückzutreten, um jedoch wenig später, noch im gleichen Jahr, die "Literarische Illustrierte" im Dritten Fernsehprogramm des SFB herauszubringen. Fünf Jahre immerhin, eine vergleichsweise lange Zeit, hat er diese Aufgabe wahrgenommen, bis er 1970 im Kreise von 99 Schriftstellern, Publizisten und Professoren seine SFB-Mitarbeit aufgrund unaufhebbarer Differenzen mit dem Intendanten

Franz Barsig kündigte und sich seither nicht mehr "dienstlich" in den Medien verpflichten ließ. Seine Autorenarbeit indes hat er fortgesetzt, ebenso die (wohl ehrenamtlichen) Tätigkeiten in der Freien Akademie Hamburg und in der Akademie der Künste Berlin, in der er seit 1963 Direktor der Abteilung Dichtung ist.

Oftmals hat Ernst Schnabel die Fähigkeit bewiesen, für seine Überzeugung einzustehen. Ein eigenwilliger Mensch scheint er zu sein: konsequent und vor allem engagiert. Er sei "ein hervorragender Organisator und Förderer und mitunter auch ein diskreter Helfer", bemerkte Marcel Reich-Ranicki in der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" (26.9.1983), um schließlich festzustellen, "daß er sich um die neue deutsche Literatur verdient gemacht hat wie kaum ein anderer". 1969, als Ernst Schnabel den Kulturpreis des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI) erhielt, übergab er die 8000 DM hohe Dotation dem Rechtshilfefond der Außerparlamentarischen Opposition (APO) "zur Unterstützung der Verteidigung der gegen die sozialistische Opposition angestregten Prozesse", wie sein damaliger Anwalt es formulierte. Dabei ging es vor allem um jene Demonstranten, die am 6. Dezember 1968 die Uraufführung des politischen Oratoriums "Das Floß der Medusa" (Text: Ernst Schnabel; Musik: Hans Werner Henze) vereitelt hatten und festgenommen, schließlich gar angeklagt worden waren. Auch Schnabel hatte sich nach diesem "spektakulärsten Ereignis in Hamburgs Musikgeschichte" (Süddeutsche Zeitung vom 15.1.1970) wegen "Widerstandes gegen die Staatsgewalt und versuchter Gefangenenbefreiung" gerichtlich verantworten müssen.

Nur im Vergleich mit Tumulten dieser Art scheint die Behauptung zulässig, daß es seit Anfang der siebziger Jahre still geworden ist um Ernst Schnabel, der heute zurückgezogen in Berlin lebt. Trotz gesundheitlicher Schwächen hat er weiterhin, wenn auch zunehmend weniger, literarisch publiziert. 1972 erschien sein Romanfragment "Hurricane", das im gleichen Jahr noch seine Hörspielrealisation (SWF) erfuhr. 1979 veröffentlichte er den Erzählband "Auf der Höhe der Messingstadt", dessen Titelgeschichte 1980 (ebenfalls im SWF) als Hörspiel zur Sendung kam. Zudem finden sich Essays, Features und Hörspiele wie "Zwei Männer in Betrachtung des Mondes" (1976), "Der 29. Januar 1977" (WDR/NDR/SFB 1977), "Kuckuck: Die Belehrung des Geheimrates Goethe durch seinen Adlatus Eckermann" (SFB 1981) und schließlich die akustischen Realisationen seiner in den dreißiger Jahren entstandenen Monodramen "Die hohen Schiffe" und "Hunger" (SWF/NDR 1983).

Ernst Schnabel, der "wie kaum ein anderer den Nachkriegshörfunk geprägt hat" (Friedrich Wilhelm Hymnen), wird "als wichtigster literarischer Rundfunkmann im Nachkriegsdeutschland" (Heinz Schwitzke), als "Geheimschreiber seiner Majestät, der Literatur" (Alfred Andersch) und nicht zuletzt als kritischer Zeitzeuge weiterhin eine Herausforderung bleiben.

Karl H. Karst

II.

KIFU-Tagebuch, unregelmäßig geführt

Vita-Kompriß. Sir Hugh Greene in der "NDR-Talkshow"

epd Das war sein Leben. In der Rekordzeit von dreizehnfünfundvierzig. Sonntagnachmittag gegen fünf, deutsches Fernsehen, erstes Programm, live mit drive aus Halle fünf: Sir Hugh Greene, der Mann mit der "Variety of Lifes" (so der Titel einer demnächst erscheinenden Biographie). "Ich würde Sie einfach bitten", sagt der Moderator, "mir mal ein bißchen beim Aufarbeiten Ihrer Karrieren zu helfen." Das war aber wohl eher kokett gemeint, man ist schließlich bestens präpariert, informiert, und man hat es eilig, "also, fangen wir mal an, ich glaube, das ging los, die Auslandskorrespondentenkarriere begann 33 hier in Berlin als Korrespondent des 'Daily Telegraph'". "Ja", hätte der Befragte sagen sollen und mehr nicht, aber er sagte: "Eigentlich in München Ende 33 als Korrespondent des 'Daily Herald' und 'New Statesman'." Nun gut, da hat das Archiv ein wenig geschludert. Aber dann kam tatsächlich der "Daily Telegraph". Und dann die Leitung des deutschen Dienstes der BBC und dann, 1946, Karriere Nummer drei: Generaldirektor des NWDR. "Richtig", sagt Sir Hugh, "okay", sagt der Moderator, Punkt abgehakt, und dann die Karriere vier: Generaldirektor der BBC, Karriere fünf, Fragezeichen in der Stimme, denn die Sendung heißt schließlich "Talkshow": "Leiter einer Brauerei", sagt Sir Hugh. Karriere sechs? "Leiter eines Buchverlags." Karriere Nummer sieben? "Ich werde jetzt antiquarischer Buchhändler." Die haben Tempo, die Deutschen, was? Das ist nix für Nachdenker und Umstandskrämer. Und dann der berühmte Bruder Graham, das gemeinsame "The Spy's Bedside Book", die britische Appeasement-Politik. "Man soll die Macht der Presse nicht überschätzen", sagt Sir Hugh. "Sehr gut", applaudiert der Moderator. "Politiker sind immer geneigt, die Macht des Fernsehens zu überschätzen, ich glaube, der Einfluß des Fernsehens ist sehr oberflächlich", sagt Sir Hugh, der Moderator sagt erstmal nichts, dann findet er das "interessant" und schwenkt über zu den "Gefühlen", nämlich denen, die man wohl haben muß, wenn man nach so langer Zeit wieder in Berlin ist. Und der deutsche Rundfunk? "Es ist leichter, den Rundfunk vom Staat freizuhalten als von den Parteien", sagt Sir Hugh. Ob der alte Herr jetzt mal weiterreden darf? Einmal mehr als ein paar Sekunden lang? Nein, er darf nicht. Denn schon ist Meisterunterbrecher Wolf Schneider zur Stelle und redet von Erbmasse, von Erziehung und Elternhaus, aus dem "zwei so tüchtige und erfolgreiche Söhne hervorgegangen sind", und woran das wohl liegt, will er wissen. Und Sir Hugh, ganz liebenswürdiger Engländer, versucht eine Antwort, solange man ihn läßt (man läßt ihn nicht lange), und dann wird ihm noch dafür gedankt, "daß Sie heute nach Berlin gekommen sind", geschafft, Beifall, ein "Basin Street Blues" von Horst Jankowski: das Pressearchiv des NDR hat die Prüfung bravourös bestanden, Glückwunsch, da oben wird hervorragende Arbeit geleistet.

Das wollte man doch beweisen, - oder etwa nicht? Aber wenn nicht das, was dann? Als "Gespräch" kann man das doch nicht gemeint haben, und auch ein "Interview" kann das nicht gewesen sein, das wäre doch absurd, ein Interview, in dem der Befragte insgesamt knapp fünfeinhalb Minuten lang zu Wort kommt, während der Frager sich über acht Minuten lang ausbreitet, genau acht Minuten und zwanzig Sekunden lang. Das wäre doch ein lächerliches Mißverhältnis - sozusagen fast 2:1 für den Moderator - und eine Verhöhnung journalistischer Sitten obendrein. Da müßte man, wenn es so wäre, als Zuschauer ja direkt Protest anmelden und den Fernsehndirektor auffordern, seinen Leuten in aller

Deutlichkeit zu sagen, daß sie ihr Besserwissertum gefälligst irgendwo anders austoben sollen. Aber das geht in diesem Fall ja erst recht nicht. Denn Moderator war schließlich der Fernsehdirektor selbst. Also kann da doch wirklich nur die Arbeit des Pressearchivs gemeint gewesen sein. Die Qualitätsarbeit. Und daher nochmals: Herzlichen Glückwunsch!

G. Z.

Aus: epd / Kirche und Rundfunk Nr. 72 vom 14. September 1983

III.

Kenneth Mackenzie Clark of Saltwood (1903-1983)

Wenn in Deutschland der Einzug von Staatsbeamten und Verwaltungsjuristen in die Direktionsetagen öffentlicher Einrichtungen, Stiftungen, Verbände oder Anstalten - ja, auch Rundfunkanstalten - achselzuckend hingenommen wird, dann geschieht das meistens mit klagenden Responsorien, die starken, unabhängigen Persönlichkeiten seien eben hierzulande nicht für die Kulturadministration zu haben. So tief sitzt die Vorstellung vom Geheimrat als dem zuverlässigsten und fähigsten Arbiter Rerum Publicarum; der Vaternörder und die Ärmelschoner dürfen dann schon einmal equisiten Produkten der Savile Road geopfert worden sein. Kenneth Clark trug bei seinen Fernsehauftritten am liebsten ein Seidenhalstuch. Der Kunsthistoriker, Kritiker und Kunstpublizist Kenneth Mackenzie Clark, geb. am 13. Juli 1903 in London, war unabhängig genug - sein Ururgroßvater hatte die Baumwollspulmaschine erfunden - und für kompetent gehalten worden, in den Jahren 1954 bis 1957 den Vorsitz der eben gegründeten Independent Television Authority (ITA) abzugeben.

Als Kustos am Ashmolean Museum in Oxford konnte er 1931 seine kunstwissenschaftliche Ausbildung erproben, und zwar mit einem solchen Erfolg, daß er bereits 1934 zum Leiter der National Gallery London ernannt wurde. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs übernahm er zusätzliche Aufgaben im britischen Informationsministerium; zuerst leitete er die Filmabteilung, später die Abteilung Inlandwerbung (Home Publicity). Im Jahr 1945 bekam er eine Professur in Oxford, die er 1950 wieder verließ. Der Kunstsammler und Gentleman-Ästhet, als der er nun schon galt, war durch seine Buchveröffentlichungen vor allem über Leonardo da Vinci und Piero della Francesca sowie durch seine kritischen Arbeiten in Presse und Rundfunk, nicht zuletzt als einflußreiche Figur des britischen Kulturbetriebs so bekannt geworden, daß er 1955 den Vorsitz des Art Council of Great Britain antreten konnte. Ein Jahr zuvor war er ITA-Vorsitzer geworden. Doch erst acht Jahre nachdem er dieses Amt wieder verlassen hatte, war Sir Clark mit einem eigenen Programm regelmäßig auf dem Bildschirm. Von 1965 bis 1968 moderierte er ein Kunstmagazin, und 1969 erschien im BBC-Fernsehen seine 13-teilige, kulturgeschichtliche Reihe

"Civilisation". Die Serie hatte freilich ein zwiespältiges Echo. Besonders die Fernsehleute nörgelten, der eben geadelte Baron Clark of Saltwood sei allzu oft selbst im Bild gewesen. Was die BBC nicht erwartet hatte, war der große Erfolg, den "Civilisation" in den Vereinigten Staaten fand, als die Reihe 1970 vom Public Broadcasting System (PBS) im Abendprogramm ausgestrahlt worden war. Fünf Millionen Zuschauer lernten, wie ein Kulturprogramm im Fernsehen aussehen konnte, und bekamen ihren Star, den veritablen britischen Lord Clark, als kongeniale Bezugsfigur gleich mitgeliefert.

Inzwischen war der "Leonard Bernstein of the Visual Arts" (Time) 1969 zum Kanzler der Universität York ernannt worden. 1973 kam seine Reihe "Romantic versus Classic Art" ins BBC-Fernsehprogramm. 1977 übernahm er noch einmal eine Professur, dieses Mal an der Royal Academy in London. Der erste Teil seiner Autobiographie war bereits 1974 unter dem Titel "Another Part of the Wood" erschienen. 1977 folgte der zweite Teil: "The Other Half". Am 21. Mai 1983 ist Kenneth Mackenzie Clark in Saltwood Hythe, Kent, gestorben.

Bibliographie: Kenneth Clark, hrsg. von R.M. Slythe (²1971)

WBL

IV.

Ira Gershwin (1896-1983)

"And now - here is a new song
by George Gershwin and his
lovely wife Ira."

Amerikanischer Rundfunk-
ansager, nach 1924

Er war nur 18 Monate älter als sein berühmter Bruder, überlebte ihn aber um fast ein halbes Jahrhundert. Der Schatten seines Bruders, der U-Musik-Legende George (eigentlich: Jacob) Gershwin (1898-1937), war und ist weit und beständig, und er reicht bis in die musikbiographischen Standardlexika. Der Name "Ira" (hebräisch: "der Wachsame") machte nicht nur jenem apokryphen Moderator des amerikanischen Rundfunks zu schaffen, wenn es um die ordentliche Bestimmung von Personen- und Familienstand ging. Dabei hatte sich Ira eine Weile bescheiden hinter einem Pseudonym verborgen. Als er 1918 die Zusammenarbeit mit seinem Bruder George begann, nannte er sich Arthur Francis, ein Konstrukt aus den Vornamen eines weiteren Bruders und seiner Schwester.

Die russisch-jüdische Familie Gershowitz hieß schon Gershvin, als Ira am 6. Dezember 1896 in New York geboren wurde. Sein Bruder George bat ihn um Texte für seine ersten Musicals: "Ladies

First" (1918), "Half Past Eight" und "A Dangerous Maid". 1921 schrieb er Texte für das Musical "Two Little Girls in Blue" von Vincent Youmans und Paul Lannin. Die ersten wirklichen Schlager entstanden 1924 für das Bühnenmusical "Lady, Be Good" mit Adele und Fred Astaire, vor allem "Fascinating Rythm" und "The Man I Love". Insgesamt 16 Musicals seines Bruders belieferte Ira Gershwin mit Liedertexten (song-lyrics). Für die Texte der Musikkomödie "Of Thee I Sing" (1931) erhielt Ira als erster Liederautor den Bühnen-Pulitzerpreis, zusammen mit Morrie Ryskind und George S. Kaufman. Für diese Musicals seines Bruders entstanden Lieder wie "'S Wonderful", "Liza", "Embraceable You", "But Not For Me", die beiden letzteren gesungen von Ginger Rogers, und "I Got Rythm", gesungen von Ethel Merman. Mitautoren bei diesen Revuen waren übrigens P.G. Wodehouse, Gus Kahn und Howard Dietz.

Als der Tonfilm da war, holte Hollywood sich die Gershwins. "Delicious" (1931) war ihr erster Film. Mehrere ihrer Bühnenmusicals wurden nun verfilmt, u.a. "Strike Up the Band" (1940), "Lady, Be Good" (1941) und "Funny Face" (Stanley Donen, 1957). Eigenständige Musikfilme waren "A Damsel in Distress" (George Stevens, 1937, mit dem Lied "A Foggy Day in London Town") und "Shall We Dance" (Mark Sandrich, 1937, mit dem Lied "Let's Call the Whole Thing Off"); beide Filme waren noch kurz vor dem Tod seines Bruders George fertig geworden.

Ira Gershwin kehrte an die Ostküste zurück, zum Broadway-Theater. Für Kurt Weills "Lady in the Dark" (1941) und "The Firebrand of Florence" (1945) sowie für Aaron Copland's Film "The North Star" (Lewis Milestone, 1943) und für Jerome Kern's Film "Cover Girl" (Charles Vidor, 1944) schrieb er Liedertexte. Noch 1954 steuerte er für das (erste) Remake von "A Star is Born" (George Cukor, 1954) den Text für Judy Garlands Lied ihres Lebens bei: "The Man That Got Away". Dieses Lied brachte Ira Gershwin seine dritte Nominierung für den Preis der amerikanischen Filmakademie (Oscar) ein; die beiden ersten waren "They Can't Take That Away from Me" aus "Shall We Dance" und "Long Ago And Far Away" aus "Cover Girl". Ira Gershwins Texte machten viele Lieder aus zahlreichen weiteren Musikfilmen zu unvergessenen Schlagern: beispielsweise aus "The Goldwyn Follies" (1938), natürlich aus "Rhapsody in Blue" (Irving Rapper, 1944), "The Shocking Miss Pilgrim" (1947), selbstverständlich "An American in Paris" (Vincente Minelli, 1951), "The Country Girl" (George Seaton, 1954) oder "Kiss Me, Stupid" (Billy Wilder, 1964).

Im Jahre 1959 erschien Ira Gershwins autobiographisches Arbeitsbuch "Lyrics On Several Occasions". Fachleute sagen ihm nach, die besondere leichte Singbarkeit und Erinnerungsqualität seiner Texte habe darin bestanden, daß er Worte bis in einzelne Silben perfekt in die Melodieführung einfügte, daß er als einer der ersten Slang-Ausdrücke verwandte und einprägsame Titel erfand, wobei er schon in der ersten Zeile beim Thema war. Als er am 17. August 1983 in Beverly Hills, California, starb, lief am Broadway "My One And Only", mit siebzehn seiner Lieder, und eben war das dreistündige (zweite) Remake von "A Star Is Born" mit seinen Liedern fertiggestellt worden.

V.

Constantin (Tino) Rossi (1907-1983)

Immer häufiger bieten Autoren, Ausstatter oder Regisseure in ihren Kino- und Fernsehpen die Zeitstimmung auch über den Tonkanal an und bringen dazu liebevoll schwarzglänzende Schellackplatten, kunstlederbezogene Koffergrammophone und nußbraune Radios ins Bild. Spielt die Geschichte in den dreißiger oder vierziger Jahren in Frankreich, im frankophonen Kanada, in Afrika oder Asien, so ist mit hoher Wahrscheinlichkeit Lucienne Boyer ("Parlez-moi d'amour") oder Tino Rossi zu hören, der unverwechselbare Chanteur de Charme, geb. am 29. April 1907 in Ajaccio auf Korsika. Hier verdiente der Schneidersohn als Angestellter im Spielcasino sein erstes eigenes Geld und begann zu singen. 1927 kam er nach Marseille und trat im "Alcazar" auf. 1933 hatte er seine erste Schallplatte auf dem Markt, und ein Jahr darauf debütierte er im Casino de Paris in der Revue "Parade de France". Die Schallplatte und der Rundfunk aber machten ihn zum Star, und das Kino sicherte sich den bekanntesten französischen Unterhaltungskünstler seiner Zeit für bewegende Melodramen. In mehr als fünfundzwanzig Filmen wirkte er zwischen 1937 und 1969 mit.

In den fünfziger und sechziger Jahren trat er in mehreren Operetten auf, die, ebenso wie seine Musikfilme, sofort ins Fernsehen kamen. Europa-Tourneen schlossen sich jeweils an; die letzte absolvierte er 1967. 1972 erschien das erste Buch über ihn von Philippe Lafromboise. Die Autobiographie ("Tino") folgte 1974. Die staatliche französische Münze gab 1972 eine Ehrenprägung mit seinem Konterfei heraus. Inzwischen war er auch Mitglied der Ehrenlegion geworden. Der Sammler von Napoleon-Literatur und, wie er gerne genannt wurde, berühmteste Korse seit Napoleon ist am 26. September 1983 in Neuilly-sur-Seine gestorben.

Tino-Rossi-Chansons (Auswahl):

Vieni-veni; Laissez-moi vous aimer; C'est à Capri; O Corse, île d'amour; Marinella; Petit Papa Noel; Souvenez-vous, Maman; Il n'y a qu'une Maman; Les roses blanches de Corfou; Tu n'est pas un ange; Gondoli Gondola; Lune miel de Portougal; Reviens mon enfant; Marie-Eléna; Crépuscule tango; Le rocher de Sainte-Hélène; Le rêve passe; l'Ajeccienne.

Tino-Rossi-Filme (Auswahl):

Naples au baiser de feu (Auguste Genina, 1937), Fièvres (Jean Delannoy, 1941), Le chanteur inconnu (André Cayatte, 1946), Si Versailles m'était conté (Sacha Guitry, 1953).

WBL

VI.

Lucienne Boyer (1901-1983)

"Ne me parlez plus d'amour
(surtout) ne me dites plus
des choses tendres."

(Parodie, um 1930)

Sie hatte schon im Ersten Weltkrieg Soldatenlieder gesungen wie "Madelon" oder "Le père la victoire", als der Komponist Jean Lenoir (d.i. Jean Bernard Daniel Neuburger, 1891-1976) ihr 1923 ein Chanson brachte, mit dem sie 1930 als erste Frau den begehrten Grand Prix de Disque und schließlich Weltruhm erwarb: "Parlez-moi d'amour".

Emilienne-Henriette Boyer, geb. am 18. August 1901 in Paris, nannte sich Lucienne, wenn sie im Apollo oder im Alahambra, im Bobino oder sogar im Olympia auftrat. Mlle Lucienne Boyer et l'orchestre Iza Volpin stand auf ihren Schallplatten, die den französischen Rundfunk erst in Schwung brachten. "La musique médiocre est devenue à la longue indispensable à la vie de la radio." So schrieb der Rundfunkpublizist Pierre Descaves in der Zeitschrift "Les Nouvelles Littéraires" vom 10. Dezember 1932. Als Ergebnis einer Analyse der Programme der Pariser Rundfunksellschaften teilte Rita Goetzfried in ihrer Bonner Dissertation (Der Pariser Rundfunk. Phil.Diss. v. 25.1.1939, S. 74) mit: "Bei allen privaten und auch bei den staatlichen Sendern wird der größte Teil der leichten Musik mit Schallplatten bestritten, ja beim Kolonialsender ... und Paris-P.T.T. ... besteht sie im Jahre 1937 fast nur aus Schallplatten. ... Unzählige Sänger und Sängerinnen müssen täglich zur Belustigung der Hörer auftreten. Lange Artikel in den Radiozeitschriften handeln oft von ihrem Leben und ihrem Beruf. Uns aber interessieren sie weniger." So meinte die deutsche Doktorin der Romanistik damals. Für Lucienne Boyer reichte es bald für ein eigenes Cabaret, das "Chez elle". Hier jedoch, "Chez elle", endete zwischen 1940 und 1944 so manche Pilgerreise eines deutschen Besatzungsoffiziers, der in seinem Kübelwagen Boyer-Platten mitgeführt haben mochte, um sie sich - wie uns das Kino- und Fernsehstereotyp immer wieder lehrt - im Salon eines als Befehlsstelle requirierten französischen Provinzschlösschens bei Kerzenschein und fernem Artilleriegröllen anzuhören. Doch "Elle" war nicht immer anzutreffen. Mit einem Passierschein der deutschen Kommandantur reiste sie - per Fahrrad - ins Unbesetzte und suchte ihren Kollegen und Partner Jacques Pills (d.i. René Ducos, geb. 1910), der sich in Südfrankreich in Sicherheit gebracht hatte; sein Chanson "Dans un coin de mon pays" war lange Zeit der Indikativ des staatlichen "Radio-Paris". Lucienne und Jacques fanden sich, heirateten und 1941 wurde Jacqueline ("Nini") Boyer geboren, heute eine unüberhörbare Boyer-Stimme vor französischen Schlager-Mikrofonen. Nach der Befreiung war die Karriere von Mutter Lucienne noch lange nicht zuende. Sie begann selbst die Musik zu ihren Chansons zu schreiben. 1947 machte sie eine Tournee durch die Vereinigten Staaten, gewissermaßen als Austauschsängerin; die Amerikaner schickten ihre Lena Horne an die Seine. Jacques Pills

trennte sich von Lucienne und heiratete 1952 eine jüngere Kollegin: Edith Piaf (1915-1963). Lucienne zog sich häufiger auf ihre Schlösser zurück und schrieb ihre Erinnerungen, die 1955 unter dem Titel "Gosse (Göre) de Paris" erschienen. Am 6. Dezember 1983 ist Lucienne Boyer in Paris gestorben.

Lucienne-Boyer-Chansons (Auswahl):

Si petite (1933); Sans toi; Un amour comme le nôtre (1935); Partir sans laisser d'adresse (1938); Rêver (1945); Lettre à Nini; Dans la fumée de ma cigarette; Mon petit lit d'enfant; C'est mon quartier; Mon coeur est un violon; Mes mains (1953).

WBL

VII.

William Paley im Ruhestand

Was er in seinen Erinnerungen (As It Happened. Garden City 1979; vgl. die Rezension in MITTEILUNGEN, 5. Jg. Nr. 3/Juli 1979, S. 1968 f.) vor ein paar Jahren noch völlig offengelassen hatte, ist nun geschehen: William Samuel Paley, 1928 Gründer, Mehrheits-eigner und seit 1946 Vorstandsvorsitzer des Columbia Broadcasting System (CBS, Inc.), hat auf der Aktionärsversammlung am 20. April 1983 seinen Rücktritt von diesem Schlüsselamt bekanntgegeben. An seine Stelle trat Thomas H. Wyman. Der 82jährige Rundfunkpatriarch ließ sich den Titel "Gründungsvorsitzender (Founding Chairman)" zuschreiben. Sein langjähriger Mitarbeiter, Frank Nicholas Stanton, sieben Jahre jünger als Paley, von 1946 bis 1971 Präsident, von 1971 bis 1973 stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Medienunternehmens, des zweitgrößten in den USA (1983) - nach den American Broadcasting Corporations (ABC) und vor der Time Inc. -, Frank also bekam den Titel eines "President Emeritus of CBS" verpaßt.

WBL

VIII.

Archie Bunker am Ende

Als die großen amerikanischen Rundfunknetze im Mai 1983 ihre neuen Fernsehprogramme, die Abendprogramme für die Saison 1983/84, bekanntgaben, hieß es im Branchenblatt "Variety" vom 4. Mai 1983 (S. 523) kurz und bündig: "CBS, like ABC, has sitcom problems." Ein paar Zeilen später war dann zu lesen, auch die CBS-Serie "Archie Bunker's Place", zuletzt montagabendliches Anschlußprogramm für das aktuelle Magazin "Sity Minutes", sei geopfert

worden. Nach dem Ende von M*A*S*H wenige Wochen zuvor (vgl. MITTEILUNGEN, 9. Jg. Nr. 3/Juli 1983, S. 108) war nun die mindestens ebenso erfolgreiche Fernsehreihe über den amerikanischen Kleinbürger Archie Bunker und seine Familie eingestellt worden; knapp hundert bereits abgedrehte, aber noch nicht gesendete Fortsetzungen hat CBS inzwischen an eine Verwertungsgesellschaft abgetreten, die sie Anfang 1984 herausbringen will.

Am 12. Januar 1971 war die erste Halbstundengeschichte unter dem Titel "All in the Family" im CBS-Abendprogramm erschienen - mit Carrol O'Conner als Archie Bunker, stockkonservativer New Yorker Dockarbeiter, Jean Stapleton als Edith, seine treu ergebene, etwas beschränkte Ehefrau, Sally Struthers als Gloria, ihre mit Mike Stivic (Rob Reiner) verheiratete Tochter. Über 923 Fortsetzungen hinweg, bis zum 25. März 1979, ließen sich die Amerikaner und Kanadier sowie einige andere Zuschauerschaften in Europa von dieser provokanten Fernsehspielreihe von Norman Lear (geb. 1922) den Spiegel vorhalten, und die Fachkritik bescheinigte ihr, mit dieser Serie habe die amerikanische Fernsehkomödie ihre Kinderschuhe abgestreift und sei endlich erwachsen geworden, - wenngleich es erst eines Vorbildes, der BBC-Fernsehserie "Till Death Us Do Part" (1966), bedurft habe. Immerhin griff sogar das Deutsche Fernsehen die Idee auf und ließ Wolfgang Menge elf Folgen über "Ekel" Alfred Tetzlaff ("Ein Herz und eine Seele") schreiben, die der Westdeutsche Rundfunk 1974 für das ARD-Gemeinschaftsprogramm ausstrahlte und noch einmal im Dritten Programm wiederholte.

Nach der 9. Programmsaison 1978/79 verließen drei Hauptdarsteller (Mutter, Tochter und Schwiegersohn) die Familie und die Serie. Vater Archie kaufte eine Kneipe und nannte sie nun "Archie Bunker's Place", und so lautete auch der neue Titel von 1979 bis zu ihrem Ende 1983. Doch die alten Archie-Fans waren enttäuscht, obwohl Carrol O'Connor, oft Autor, Produzent, Regisseur und Hauptdarsteller in einer Person, sich alle Mühe gab, sie vor dem Bildschirm zu halten und ein paar neue hinzuzugewinnen. Das ziemlich stille Ende der Serie stand in keinem Verhältnis zu ihrer innovativen Qualität in den Jahren ihrer höchsten Zuschauerzahlen, die von den übrigen Medien und von der Wissenschaft neugierig beobachtet, interpretiert und analysiert worden sind. Eine Textsammlung zu diesen Studien hat Richard P. Adler herausgegeben (All in the Family, New York 1979; vgl. die Rezension in MITTEILUNGEN, 7. Jg. Nr. 2/April 1981, S. 140 ff.). Archie Bunker hat Programmgeschichte gemacht, bevor er wieder und wieder über die Bildschirme poltern wird.

WBL

IX.

Radio Vaticana vor Gericht

Ende letzten Jahres ist zwei Redakteurinnen aus der deutschen

Nachrichtenabteilung von "Radio Vaticana", Christine Koschel und Inge von Weidenbaum, gekündigt worden. Irgendwelche Sozialleistungen waren ihnen nicht zuerkannt worden. Nun sieht die Rundfunkeinrichtung im Vatikan dem ersten Arbeitsgerichtsprozeß ihrer Geschichte entgegen, denn die beiden Redakteurinnen haben Klage erhoben. Mit den Lateran-Verträgen von 1929 zwischen dem Vatikan und der italienischen Regierung war dem Heiligen Stuhl auch die Fernmeldehoheit eingeräumt worden. 1931 wurde ein Funk- und Rundfunkdienst eröffnet, seit 1934 werden mehrsprachige Auslandsprogramme über Kurzwelle verbreitet. Heute entstehen rund dreißig vielstündige Sprachenprogramme im Rundfunkzentrum Santa Maria di Galleria nahe beim Collegio Germano. Die Rundfunkeinrichtung "Radio Vaticana" ist kein publizistisches Organ des Heiligen Stuhls; sie ist deshalb weder amtliches noch halbamtliches Sprachrohr des Papstes, obgleich andererseits seine Direktoren vom Apostolischen Staatssekretariat ernannt werden. Der vatikanische Rundfunk untersteht organisatorisch dem Jesuitenorden. Die entsprechenden ordensrechtlichen Bestimmungen sind jedoch - wie üblich - nicht veröffentlicht. Die beiden Redakteurinnen werden gute Anwälte brauchen, - am besten vielleicht Jesuiten.

WBL

X.

Programmzeitschriften-Flop

Stolze hundert Millionen Dollar, über vier bis fünf Jahre verteilt, wollte das (neuerdings) drittgrößte Medienunternehmen der USA, die Time, Inc., anlegen, um eine Kabelfernsehprogrammzeitschrift unter dem Titel "TV-Cable Week" unter die Leute zu bringen. (Vgl. MITTEILUNGEN, 9. Jg. Nr. 1/Januar 1983, S. 3). Im April 1983 war das erste Heft herausgekommen, zum monatlichen Abonnementspreis von 2,95 Dollar. Mit der Ausgabe vom 25. September 1983 war das Zeitschriftenabenteuer mit dem 8. Titel (Time, Life, Fortune, Sports Illustrated, People, Money, Discover) schon wieder zu Ende. Die Abonnenten bekamen ihr Geld zurück, die 250 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einen Sozialplan mit bevorzugten Anstellungsmöglichkeiten bei anderen Blättern des Hauses.

Einer der Gründe für das rasche Ende der Programmzeitschrift war die Schwierigkeit bei der Ausrichtung ausgedehnter und realistischer Versuchsläufe, die, anstatt wie üblich bei zwei Zielgruppen, in diesem Fall bei Anzeigenkunden, bei der Leserschaft und nun auch bei den Kabelunternehmern vorgenommen werden mußten. Denn die Betreiber von Kabelfernsehsystemen sollten gegen Umsatzbeteiligung ihr gesamtes Programmangebot einer Woche in den eigens für ihr Verbreitungsgebiet zusammengestellten, einzelnen Ausgaben der Zeitschrift abgedruckt bekommen. Aber gerade die Kabelfernsehunternehmer spielten am Ende nicht mehr mit. Sie veröffentlichten entweder schon eigene Programmblätter oder

waren vertraglich an andere Fernsehzeitschriften gebunden. Vor allem aber befürchteten die Kabelleute, ihre Teilnehmer würden mit einer allzu detaillierten Vorinformation über das freie Programmangebot ihrer örtlichen oder regionalen Kabelsysteme womöglich ihr Münzfernsehprogramm vernachlässigen. Denn mit diesem Münzfernsehprogramm verdienen die Kabelfernsehunternehmen inzwischen mindestens ebensogut - unmittelbar und regelmäßig durch die Zahlungen der Teilnehmer - wie mit ihrer durch nur einmalige Anschlußentnahmen, im übrigen aber für die Teilnehmer kostenlosen Bildschirmware. Rund dreißig Kabelsysteme wollte der Verlag in seiner Zeitschrift bedienen, doch schließlich waren nur neunzehn zur Mitwirkung gewonnen worden und entsprechend nur 15 - 30 Prozent der erwarteten 40 - 60 Prozent der verkabelten Haushalte in den Zielgebieten. Die für 1983 angepeilten 400 000 Abonnenten blieben aus. Als die Verluste mit 47 Millionen Dollar fast die Hälfte des Wagniskapitals verschlungen hatten, nahmen die Time-Incer ihr buntes Blatt wieder vom Markt.

WBL

XI.

An die Redaktion der MITTEILUNGEN

In den Mitteilungen von Oktober 1983 hat Rainer Krawitz in einer guten und ausführlichen Besprechung eine deutliche Zusammenfassung gegeben von dem Buch von Dr. Michael Crone: "Hilversum unter dem Hakenkreuz". Ich möchte als niederländischer Rundfunkmitarbeiter (jetzt im Ruhestand), der damals die Besatzung 1940-1945 miterlebt und die Rundfunkpolitik der Nazis hier erfahren hat, meine Eindrücke geben. Ich bin froh, daß ein junger deutscher Autor aus der Nachkriegsgeneration eine so gute, gründliche, sorgfältige und unbefangene wissenschaftliche Studie verfaßt hat. Es handelt sich um ein Thema, das nicht nur für die deutsche, sondern auch für die niederländische Rundfunkgeschichte sehr wichtig ist. Auch niederländische Historiker haben denselben Zeitabschnitt behandelt; Crones Arbeit ist davon eine Ergänzung und bisweilen sogar ein Korrektiv. Wenn ich auf den Unterschied zu der Art Geschichtsschreibung über den damaligen "Rundfunkraub" hinweise, so möchte ich sagen, daß Crone tiefgehend die Intentionen und schlaue Methodik der Räuber gezeigt hat, während niederländische Autoren die schlimmen Erfahrungen der Be-raubten betonen. In seiner Beschreibung habe ich als Holländer die Atmosphäre der Besatzungszeit wiedererkannt.

Crone erklärt ganz deutlich, woran die Rundfunkpolitik der Nazis in den Niederlanden gescheitert ist. Das Volk wies nicht nur die Nazi-Ideologie ab, sondern ebenfalls die der niederländischen Variante, der NSB von Adriaan Mussert. Seine Partei galt doch als landesverräterisch. Es führte zum Widerstand, auch gegen die aufgedrängte neue Rundfunkorganisation, die zwar einen "niederländischen" Namen trug, aber modelliert war "nach deutschem Beispiel" und ganz deutlich ein ganz wichtiges Medium sein sollte

in dem Nazifizierungsprozeß. Die Besatzungsbehörden, die gegenseitig auch Rivalitäten und Mißtrauen hegten, bemerkten praktisch die Richtigkeit einer Erklärung des Direktors der KRO (Katholische Rundfunk Organisation) Paul Speet aus 1937 über die Einstellung des holländischen Funkhörers (siehe sein Artikel "Der Holländer als Hörer" in der Zeitschrift Welt-Rundfunk, Heft 3, Juni 1937, S. 497-500): "Der freiheitsliebende Holländer wartet nicht, bis der Staat ihm zwingend eine Organisation vorschreibt (-). Was die Programme anbelangt, ist er auch nicht gezwungen, beim Abhören der Sendungen in einer ihm aufgezwungenen Richtung zu denken oder zu fühlen - in einer Richtung, von der andere meinen, daß sie gut für ihn ist; in Holland gilt das Adagium: Vrijheid bijheid (Freiheit über alles). Würde man in anderer Weise mit dem Hörer verfahren, so stellte der Holländer sich sofort dem Aufgezwungenen radikal gegenüber. Er ist dann 'in de contramine'."

Auch das hat Dr. Crone in seiner Arbeit betont. Wir können ihm dankbar sein für seine Studie.

Hilversum, im Dezember 1983

Heinz Joosten

XII.

CORRIGENDA

In dem Beitrag "Mit 40 Jahren Verspätung" von Arnulf Kutsch und Winfried B. Lerg (Nr. 4/Okttober 1983, S. 226, Abs. 3, 4. Zeile v.u.) muß es richtig heißen: "Autoren waren zwei Beamte aus dem Reichspostministerium, Hermann Gieß (1875-1963) und Paul Münch (1878-1941), sowie einer der beiden vormaligen Geschäftsführer der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, Heinrich Giesecke (1872-1957)."

*

*

*

Wie jedes Mal veröffentlichen die MITTEILUNGEN nach einer Jahrestagung die Referate und Auszüge aus den Podiumsdiskussionen. Die erste Nummer des 10. Jahrgangs enthält die Referate von August Soppe, Andrea Brunnen-Wagenführ und Franz Everschor. Weitere Texte folgen in der Nr. 2/1984.

VIERZEHNTE JAHRESTAGUNG MÜNCHEN 16./17. SEPTEMBER 1983

Prof. Dr. Wilhelm Treue hielt zum Ende seiner vierzehnjährigen Amtszeit als Vorsitzender des Studienkreises auf der Vierzehnten Jahrestagung am 16.9.1983 in München die folgende Ansprache:

Meine Damen und Herren, Sie erwarten heute einen Geschäftsbericht über die Tätigkeit des Vorstandes, den andere Herren viel besser vortragen können als ich. Ich selber möchte mich als Vorsitzender mit ein paar Überlegungen zur Rundfunkgeschichte von Ihnen verabschieden. Die Grundlage dafür bilden zwei Komplexe. Einmal das Erlebnis dieses Dutzend Jahre in unserem Studienkreis: der Gespräche, der Bücher und Broschüren zur Rundfunkgeschichte, der Vorträge, der MITTEILUNGEN, vor allem aber der Doktoranden-Kolloquien in Grünberg, und das heißt: die Beobachtung der Entwicklung junger Menschen, die auf dem Wege über die Rundfunkgeschichte zu irgend einem Beruf gelangen und damit ihre eigene Zukunft finden wollen.

Und zum anderen die eigene Beschäftigung mit der Rundfunkgeschichte, die ja an jahrzehntelange eigene Tätigkeit des Forschens und Schreibens auf verwandten Gebieten anschließt. Das also sind die beiden Hälften der Grundlage für die folgenden Überlegungen. Außerdem möchte ich Ihnen ein paar Zahlen nennen, damit Sie wissen, um welche Größenordnung es sich im folgenden handelt. Ich habe die beiden Statistiken durchgearbeitet, die beim Westdeutschen Rundfunk bis zum Jahre 1976 und von den Herren Kutsch und Lange für die Zeit von 1945 bis 1980 aufgestellt worden sind. In der ersten umfangreichen Bibliographie bis 1976 sind 39 rundfunkgeschichtliche Dissertationen an 14 deutschen Universitäten aufgeführt. Die Schwerpunkte liegen einmal bei den Universitäten Münster mit sieben und München mit fünf Dissertationen und zum anderen bei den Philosophischen Fakultäten mit 25 und den juristischen Fakultäten mit 12 Dissertationen. Bei der Statistik Kutsch/Lange für die Zeit von 1945 bis 1980 handelt es sich um 15 Universitäten und insgesamt 27 Dissertationen. Der Schwerpunkt liegt diesmal einerseits mit 6 Dissertationen in München und andererseits mit 23 Dissertationen bei den Philosophischen Fakultäten. **Bei den beiden Bibliographien gibt es 6 Doppelzählungen, das sind also insgesamt 60 Dissertationen, die als solche genannt werden.**

Neben diesen relativ doch wenigen Dissertationen im Laufe vieler Jahre gibt es nun aber etwas ganz anderes und sehr Ernstes. Die beiden Bibliographien führen insgesamt wohl weit über hundert Aufsätze mit Themen an, die vermutlich zu einem sehr großen Teil aus ungedruckt gebliebenen oder nicht fertig gewordenen, also abgebrochenen und aufgegebenen Dissertationsansätzen hervorgegangen oder Nebenprodukte, abgesplitterte, ausgeschiedene Kapitel von Dissertationen sind. Mir geht es im Augenblick um die aufgegebenen Promotionsvorhaben. Sie sind nicht selten, und sie sind in vielen Fällen durchaus verständlich. Gründe dafür sind zum Beispiel Veränderungen in den Familienverhältnissen, ein günstiges Berufsangebot, ein Unglücksfall, ein Interessenwechsel, Tod oder Umsiedlung des Doktorvaters. Es gibt aber auch nach meiner eigenen Beobachtung eine nicht geringe Zahl von Fällen, in denen das

Thema unergiebig oder zu groß war, die Schwierigkeiten der Materialbeschaffung und Materialordnung für ein logisches Inhaltsverzeichnis, der Aufteilung zwischen brauchbarem, nebensächlichem und unbrauchbarem Material den Doktoranden überfordert haben. Das kann ganz und gar an Schwächen allein des Doktoranden liegen. Aber im allgemeinen sind die Verhältnisse nicht so eindeutig. Ich weiß aus Erfahrung als Kollege und Dekan, auch als nicht sehr glücklicher, wenn ich sagen soll, Doktor-Stiefvater, daß es mindestens in meiner Zeit als aktiver Hochschullehrer nicht selten in einer entscheidenden Phase an Kontakt zwischen dem Studenten und dem Doktorvater gefehlt hat. Wenn es in Süddeutschland einem Doktorvater mit 100 Doktoranden gibt, von denen, bei 3 Jahren Arbeit an der Dissertation, jährlich 33 diese vorlegten, also mehr als einer in jeder Semesterwoche, während 599 weitere "betreut" wurden, dann kann es kaum anders sein. Ich selber habe meinen eigenen Doktorvater, den ich noch heute sehr schätze, als solchen zweimal gesehen. Einmal, als ich ihn fragte, ob ich bei ihm mit dem und dem Thema eine Dissertation schreiben dürfte, worauf er sagte: Versuchen Sie es mal. Und einmal, als ich ihm sagte, ich sei jetzt fertig, worauf er antwortete: Dann reichen Sie bald ein, damit wir das Verfahren noch in diesem Semester abschließen können. Bei einem solchen Vorgehen müssen notwendigerweise nicht sehr wenige angefangene Dissertationen im Papierkorb oder als Zeitschriftenaufsatz enden. Diese Zahl möglichst klein zu halten, ist eine der selbstgestellten Aufgaben der Doktoranden-Kolloquien unseres Studienkreises. Und tatsächlich erleben wir in Grünberg in jedem Jahr wieder und wieder bei der Vorstellung der Teilnehmer in bezug auf die Arbeitsthemen die Bemerkung: Ich bin hier, weil ich Rat haben möchte, ich suche Kollegen, die über ein ähnliches Thema arbeiten und bereit sind, sich mit mir zu unterhalten, oder so ähnlich.

Ich habe Ihnen die Zahl der bis 1980 fertiggestellten und gedruckten Dissertationen genannt: etwa 60. Wie steht es um die Größenordnung der im Augenblick in der Bundesrepublik in Arbeit befindlichen Dissertationen? Ich glaube, man kann sagen, daß sicher mehr als 50 Rundfunk- und mediengeschichtliche Dissertationen in Arbeit sind. Das läßt sich am jüngsten Doktorandenkolloquium erkennen. Dort gab es, wie Herr Kutsch in den MITTEILUNGEN ausgeführt hat, in sechs Themengruppen 33 thematisch festgelegte Arbeitsvorhaben und in einer weiteren 7. Gruppe noch einmal 8 Themen, die jenen 6 Gruppen nicht zuzuordnen oder noch nicht ganz festgelegt waren. Also etwa 40 Interessenten bzw. Arbeiten insgesamt allein in Grünberg. Dieser Gruppe gilt unser eigentliches Interesse in der Gegenwart und Zukunft: diesen rund 50 oder 60 mehr oder weniger ständig in Arbeit befindlichen Examensarbeiten. Mehr dürften es kaum noch werden, aber so viele werden es wohl auch ungefähr bleiben - und zwar offenbar konzentriert auf einige wenige Universitäten mit entsprechenden Lehrstühlen und Instituten, in erster Linie auf Münster und München.

Soweit die quantitative Grundlage meiner Ausführungen. Ich weiß, daß es modern ist, wohl auch für einige Zeit nötig und nützlich, zu theoretisieren, Modelle zu bauen, zu quantifizieren, mit einem anderen Wort: nicht nur nach dem geschichtlichen Ereignis zu fragen, sondern es außerdem oder von vornherein nur zu "hinterfragen". Das gilt nicht allein für die Rundfunk- oder Mediengeschichte, sondern für die Geschichte überhaupt. Ich habe viele

Gespräche dieser Art mitangehört und habe dabei häufig den Eindruck gewonnen, daß sie die ursprüngliche einfache Fragestellung solange komplizieren, bis sie für eine verständliche und nützliche Antwort zu schwierig wird. Vielleicht sind an dieser Erscheinung die Mentoren, Assistenten, Doktorväter nicht ganz schuldlos. Gewiß, sie treiben eine Wissenschaft, die Medienwissenschaft oder die Geschichtswissenschaft, und da muß man wissenschaftlich arbeiten, damit ein wissenschaftlich akzeptables Ergebnis erzielt wird. Aber die meisten jungen Menschen wollen ja nicht C2- oder C4-Professoren werden, sondern sie wandern ein paar Jahre lang durch die Wissenschaft und gelangen dann - hoffentlich - zu einem Beruf als Lehrer, in den Funkhäusern, in Verlagen, bei Museen usw.

Die Magister- oder Staatsexamens- oder Doktorarbeit ist also für sie nicht eine wissenschaftliche Leistung an sich, sondern eine, die zu einem Ziel, nämlich meistens zu einem nicht wissenschaftlichen Beruf führen soll - zu der längsten und wichtigsten Phase des Lebens im allgemeinen. Vier, fünf und mehr Jahre an einer solchen Arbeit zu sitzen, zu einem solchen Aufwand veranlaßt werden, sich solange an ihr festhalten, festhalten lassen, festgehalten werden, ist falsch, kostet die jungen Menschen zuviel Zeit und auch die Steuerzahler zuviel Geld.

Ich glaube also, von beiden Seiten her, von den jungen Menschen und von den älteren Beratern und schließlich Prüfern aus sollte man möglichst von vornherein rundfunk- oder mediengeschichtliche Themen wählen bzw. anbieten, die überschaubar sind, inhaltlich und zeitlich überschaubar. Beim letzten Doktoranden-Kolloquium in Grünberg habe ich mehrmals einen Schreck bekommen, als ich hörte: Ich habe mein Thema gewechselt, weil das erste nicht genug hergab, und bei anderen die etwas müde Erklärung vernahm: Ich habe mich in den letzten sechs Monaten in bezug auf mein Thema etwas umgesehen, ich habe es inhaltlich abgeklopft, ich habe mich mit Kollegen über mein Thema besprochen. Wenn ein Student nach zwei oder drei Jahren Studium, nach Pro-Seminaren, Seminaren mit Arbeitsgemeinschaften von einem verantwortungsbewußten Betreuer ein Thema für eine Examens- oder Doktorarbeit erhält oder sich selber eins auswählt und dann mit dem Betreuer bespricht, nach dem entscheidenden Startgespräch noch einmal sechs Monate abklopfen muß oder kann, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen, dann ist da etwas sehr falsch - bei ihm, bei seinem Mentor oder bei beiden. Vielleicht können einige Mitglieder unseres Studienkreises in solchen Fällen helfen, indem sie von sich aus etwa gemeinsam mit der Bekanntmachung der Termine für die Grünberger Kolloquien oder zweimal im Jahr in unseren MITTEILUNGEN Arbeitsthemen nennen, für die mit Sicherheit genug Material in gleichfalls zu nennenden Archiven der Anstalten oder des Staates liegen. Ich bin an sich prinzipiell für selbstverantwortliches Suchen nach Themen und für eigenverantwortliche Arbeit. Aber das führt wohl nur bei einigen wenigen, heute bei zu wenigen ohne zeit- und geldraubende Umwege zu einem befriedigenden Ergebnis.

Und damit bin ich bei den Themen für solche Arbeiten. In Grünberg begegne ich jahrein, jahraus - ich tarne jetzt mein Erlebnis ein wenig - einem jungen Menschen mit einer Arbeit über den Seniorenfunk an einer bestimmten Anstalt, in einem bestimmten, nicht sehr

langen Zeitraum. Seit Jahren frage ich mich, was dabei herauskommen soll - für den Studenten, für die Wissenschaft, für die Rundfunkanstalt, für den Seniorenfunk und schließlich auch für das Ansehen und das Selbstverständnis des Beraters oder Doktorvaters. Manchmal habe ich den Eindruck, unser Studienkreis braucht eigentlich einen reisenden Studienberater, der von einem Seminar oder Institut zum anderen fährt, Beratungstage durchführt und dabei schon verhindert, daß Themen, aus denen gar nichts Vernünftiges werden kann, und Themen, die einem Habilitanden Schwierigkeiten bereiten, für Magister- und Doktorarbeiten vergeben werden, aber auch verhindert, daß man vor lauter Abklopfen nicht zur Arbeit kommt - der sich die Arbeiten während ihres Entstehens ansieht, der dann sagt: 150 Seiten und nicht eine einzige mehr, der aber auch ganz ruhig erklärt: Du darfst nicht vier Jahre an einem dünnen Brett bohren, weil Du Angst vor der Arbeitslosigkeit hast.

Erlauben Sie mir schließlich, daß ich noch einmal auf ein paar Bemerkungen zurückkomme, die ich im Mai in Grünberg gemacht habe. Es werden nach meiner ganz persönlichen und unmaßgeblichen Auffassung zuviele Arbeiten geschrieben, die Rundfunkprogramme behandeln. Natürlich, das Programm war immer, ist und bleibt einer der Kernpunkte des Rundfunks. Vom ersten Tage an hat er ein Programm gehabt, hat Programme für die nächsten Tage aufgestellt und an diesen abgespielt oder auch Teile davon und manche mehrmals verschoben und schließlich abgesetzt - viel häufiger, wie ich kürzlich von einem alten Rundfunkmann gehört habe, als der Doktorand von heute aus dem gedruckten Programm von damals feststellen kann. Papier war auch 1925 geduldig, der Autor wurde auch damals schon gelegentlich mit seinem Manuskript nicht termingerecht oder gar nicht fertig, es gefiel dem Programmleiter nicht - oder plötzlich lief der kleine Kreuzer "Königsberg" an einem Sommertag im Jahre 1929 den Hafen Königsberg an, und es gab die erste Live-Sendung dieser Art. Das gedruckte Programm fiel aus, und nur im Jahresbericht der Anstalt, der neun Monate später maschinenschriftlich vorlag, findet sich der halbe Satz, daß diese Übertragung von der "Königsberg" ein großes Ereignis für die ganze Provinz gewesen ist, fast so groß wie die Tannenberg-Feier ein paar Monate danach.

Es gibt soviele rundfunkgeschichtliche Themen, die origineller, faszinierender sind als das Fußballprogramm im Sender Leipzig 1931 und 1932 oder der Säuglingsfunk oder der Frühsport im gleichen Jahr, Themen, die auch an Anregung zur täglichen Arbeit an der Dissertation mehr hergeben als solche, die eigentlich nur Beweise der Einfallslosigkeit und des Mangels an Engagement sind. Es gibt wirklich sehr viel Interessantes. Lassen Sie mich das mit ein paar Sätzen oder Beispielen skizzieren, an den beiden Sendern Königsberg und Breslau in erster Linie. Gewiß, das Material liegt in diesen beiden Fällen nicht ganz so bequem zur Hand wie das über Münster/Köln oder über München. Aber es ist genug Material vorhanden, wenn man mit ein wenig Verstand und Interesse danach sucht. Schon die Gründungsgeschichte beider Sender ist interessant und bisher nicht genau erforscht. Bei Königsberg kommt noch die Herstellung und Bedeutung der Verbindung mit Danzig hinzu. Beide waren Grenzland-Sender. Sie hatten oder machten sich politische und kulturelle Aufgaben innerhalb dieser speziellen Situation. Wie sahen diese aus, wie hat man sich mit entsprechenden Themen

beschäftigt, wie stellte man sich auf die Hörer in Stadt und Land ein? In Königsberg merkte man zur großen eigenen Überraschung, daß die Masse der ostpreußischen Landbevölkerung, die nur ungeschickt lesen und schreiben konnte, keineswegs aus diesem Grunde darauf versessen war, endlich wenigstens Politik oder Kultur hören zu können. Vielmehr war es umgekehrt: Wer nicht lesen konnte, war auch am Hören nicht interessiert. Was konnte man also tun, um diese Menschen zu gewinnen, damit sie die Teilnehmergebühren zahlten, die man dringend brauchte?

Wie war das Verhältnis - menschlich, künstlerisch und finanziell - zu Stadttheater, Oper und städtischem Orchester? Wo kamen die eigenen Kräfte her, warum liefen sie wieder fort und wohin zog es sie? Welche Beziehungen bestanden zwischen Breslau und Königsberg und von beiden aus zum Ausland - etwa nach Kattowitz, nach Wien, nach Wilna und Riga; wo kreuzten, überschnitten einander die Politik des Senders, der politisch unabhängig war, und die Politik Preussens und des Reiches, die nach Bredows Vorstellung keinen politischen Einfluß oder Druck ausüben sollten und es bis 1932 auch kaum taten? Was geschah, als man um 1929 überall Großsender baute? Erstens waren sie finanziell ruinös, so daß für die Regionalgesellschaften, die Reichsrundfunkgesellschaft, die Post und die Ministerien eine neue, komplizierte und nun auch Abhängigkeiten schaffende oder vorbereitende Finanzstruktur entwickelt werden mußte. Zweitens waren die modernen Großsender technisch enttäuschend. Man erhielt begeisterte Hörerpost aus Leningrad, Belgrad, Wladiwostok und Australien, aber am Stadtrand von Königsberg und Breslau war man nicht zu hören, so daß der angeblich veraltete schwache Sender unter unerwarteten Kosten in Betrieb bleiben mußte. Eine ganze Gruppe interessanter Themen technikgeschichtlicher Art bietet sich da demjenigen an, der ein wenig Phantasie und Sinn für die Realitäten zugleich aufzubringen bereit ist.

Daneben gibt es personelle Themen in Hülle und Fülle von 1923/24 bis 1945 - und natürlich auch immer noch programmgeschichtliche. Aber die werden nach meiner Meinung erst wirklich interessant, wenn man z.B. das Programm von Königsberg etwa mit dem von Köln vergleicht. Wenn man die Rundfunkanstalten innerhalb der Programmgeschichte auch als Mäzene für Musik und Literatur, also als Förderer moderner Kunst betrachtet, wenn man Provinzkunst in Schlesien oder Schleswig-Holstein und Großstadtkunst im Rundfunk von Berlin/Brandenburg vergleicht. Was kommt dabei heraus, wenn man sich mit den Biographien der Intendanten, Direktoren, technischen Angestellten über die Generationen hinweg und auch in spezifischen Landschaften beschäftigt? Das Innenleben einzelner Anstalten von der Intendanten-Ebene bis zum Reporter, der Einfluß des einen auf das gedruckte Programm und des anderen auf das Erscheinungsbild der einzelnen Sendung und damit auf die Vorstellung der Hörer bzw. Seher von der politischen oder künstlerischen Absicht der Anstalt ist wohl bisher nur wenig untersucht worden. Welche Bedeutung haben die vielen großen, mittleren und kleinen Orchester für E- und U-Musik in den Rundfunkanstalten am Rhein entlang von der Nordseeküste bis Basel gehabt? Man kann und sollte diese Bedeutung vergleichen mit derjenigen zentraler Orte für die Musik im 18. und 19. Jahrhundert - z.B. mit den Musikfesten in Düsseldorf, mit der Bedeutung der Mannheimer Schule. Man sollte die moderne, vom Rundfunk entscheidend geförderte Musik von Eimert

und Stockhausen in Köln vergleichen etwa mit der modernen Musik im 18. Jahrhundert, die von Fürsten gefördert worden ist. Oder ein anderer Themenkomplex: Was leistet der Rundfunk zwischen 1924 und 1933 für die Verbreitung der Erkenntnisse und Pläne, die auf wissenschaftlichen Kongressen vorgetragen und diskutiert worden sind? In München hat es lange Auseinandersetzungen um den Vorrang der Bauern-Kultur oder der Eigenart des Münchner Bürgertums gegeben. Die Programme, auch die Musikprogramme, die Größe und Zusammensetzung der Orchester sind ein Spiegelbild dieser Diskussionen gewesen.

Und schließlich sollte man nicht übersehen, daß die Themen, die ich hier angedeutet habe, sich mit ganz geringen Abwandlungen von der Musik und von der Wissenschaft auf die Technik, auf die Wirtschaft, die Finanzen übertragen lassen, daß die Beziehungen der Gründerpersönlichkeiten zur Zuliefererindustrie der Rundfunkanstalten, daß die der leitenden Rundfunkpersonen zur Politik, zu Parlamenten und Ministerien in der Provinz, im Land und im Reich bisher nur sehr wenig untersucht worden sind.

Noch auf ein letztes Thema sei hingewiesen, mit dem ich selber mich im Augenblick beschäftige: Auf die Vorbereitung, Schaffung und Tätigkeit der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft seit 1925/1926. Was da von der Reichsministerialbürokratie auf Kosten der bestehenden Rundfunkgesellschaften verdreht worden ist, das ist auch trotz verschiedener kurzer Behandlung in den Büchern von Herrn Lerg und Herrn Fessmann noch immer für eine gesellschaftsrechtliche Dissertation ein sehr brauchbares Thema.

Aber ich will nicht weiter Ihre Zeit mit solchen Selbstverständlichkeiten in Anspruch nehmen. Worauf ich hinauswollte mit diesem letzten kleinen Referat hier im Studienkreis war zweierlei:

1. Wir sollten, kurz gesagt, vielleicht gerade in einer etwas schwierigen Zeit besonders stark darauf achten, daß der Aufwand an menschlicher Kraft, an Zeit und Geld in einem öffentlich vertretbaren Verhältnis zum Ertrag für den Arbeiter und für die Allgemeinheit steht.
2. Wir, die Studierenden im weitesten Sinne, sollten noch mehr Gebrauch machen von der großen Vielfalt der Themen, die in der Gesamtgeschichte des Rundfunks enthalten ist.

Beides hängt natürlich hier und da miteinander zusammen. Und es kommt hinzu, daß junge Menschen die Erfahrung Älterer für die eigene Arbeit nicht sehr hoch schätzen. Das ist mir aus langjähriger Erfahrung durchaus bekannt, und das haben sie z.B. mit den Politikern aller Farben gemeinsam. Aber wir haben doch auch in Grünberg seit Jahren die Erfahrung gemacht, daß in jedem Jahr 30 bis 50 junge Menschen geradezu darauf warten, beraten zu werden, und daß sie dankbar für ein ernsthaftes Gespräch über ihre Probleme sind. Ich meine, wir sollten Grünberg als Prinzip ausbauen und z.B. auch stärker in unseren MITTEILUNGEN, vielleicht auch im Zusammenhang mit unseren Jahresversammlungen berücksichtigen.

Aus: FRANKFURTER RUNDSCHAU 20.9.1983

Hamsterkäufe für die neunziger Jahre

Franz Everschor über die Unternehmenspolitik der ARD-Tochter Degeto in Frankfurt

Das Gerangel um amerikanische Filmpakete für die deutschen Fernsehzuschauer und die damit verbundene Millionenklage gegen die ARD wirft in diesen Tagen ein Schlaglicht auf die sonst selten öffentlich debattierte Ankaufspolitik der bundesdeutschen Fernsehsysteme. Nicht nur zur aktuellen Ausstrahlung, auch als Hamsterkäufe sogar schon für die neunziger Jahre erwirbt die ARD-Tochter Degeto (Frankfurt) jährlich in der Welt 180 Spielfilme, ebenso viele Serienepisoden und etwa 200 sonstige Fernsehproduktionen. Für Spielfilme und Serien kann die „Deutsche Gesellschaft für Bild und Ton“ im Jahr 65 Millionen Mark ausgeben. Sie fühlt sich dem öffentlich-rechtlichen Auftrag verpflichtet, angesichts der erwarteten Verteuerungen von Filmen im Zusammenhang mit neuen Medien noch schnell kostengünstig zu kaufen.

Dieses wirtschaftliche Gebot ist einleuchtend: Seit Mitte der siebziger Jahren stiegen die Einkaufspreise für Filme sacher als die Teuerung sonst — nämlich von im Schnitt 120 000 auf 140 000 Mark, rechnete am Wochenende in München der stellvertretende Degeto-Geschäftsführer Franz Everschor auf einer Veranstaltung vor. Von 40 000 Filmangeboten im Lauf der Zeit sortierte die Degeto 10 000 aus, die man sich auch ansah. Immerhin laufen in bundesdeutschen Programmen im Schnitt täglich fast vier Filme. 1982 kletterte die Marke auf insgesamt 262

Filme in der ARD, 257 im ZDF und 855 in den Dritten Programmen. Der Boom des Spielfilms in den westdeutschen TV-Kanälen ist ungebrochen, „sie sind in der Skala der Beliebtheit weiterhin ganz oben anzusiedeln“, so Everschor vor dem Studienkreis Rundfunk und Geschichte in München-Freimann.

Das war nicht immer so. In den sechziger Jahren erst legte man den Grundstein dafür, daß nun zwölf Prozent des gesamten Fernsehprogramms Spielfilme sind — das ist mehr als der Anteil einer mittleren Landesrundfunkanstalt am ARD-Programm. Filmredaktionen von ZDF und ARD nahmen die Arbeit auf, beim Mainzer Sender heißt etwa eine Reihe „Der besondere Film“, in der ARD zum Beispiel „Das Filmfestival“. Hollywood und dem Heimatfilm zum Trotz wollten die Filmredakteure wissen, ob mit einer Abstimmung von Unterhaltung und Qualität nicht doch Millionen vor den öffentlich-rechtlichen Bildschirm von ARD oder ZDF zu lokken waren.

Es war. Doch auch die Dritten Programme sind mittlerweile nicht mehr die immergrünen Spielwiesen fürs Experiment, wo gar Untertitel akzeptiert werden. Das angepeilte Millionenpublikum bestimmt mehr und mehr die Filmauswahl, räumt Everschor dazu selbstkritisch ein. In schöner Fernseheintracht läuft heute Heinz Rühmann neben François Truffaut, Louis de Funès und Luis Buñuel. Die Verant-

wortlichen meinen nun, ihrem zählen Beharren sei es zu verdanken, daß auch Regisseure wie Ernst Lubitsch, Bernardo Bertolucci oder Claude Chabrol jetzt gute Einschaltziffern bekommen. Ob das Katz-und-Maus-Spiel zwischen Film und Fernsehen, die „Fehde der feindlichen Brüder“, irgendwann einmal völlig zur Ruhe kommt, muß aber bezweifeln, wer einen Blick auf die begonnene Umkämpfung bei Medien von Kabel bis Video wirft.

Bleibt neben jeweils inländischen Problemen zwischen Fernsehen und Film die aktuelle Beschaffungsbredouille. Selbst traditionsreiche Filmländer wie England und Italien erleben einen Niveaueinbruch, der in der Bundesrepublik wohl deshalb (noch) nicht zum Tragen kam, weil der junge deutsche Film Jahre später als im Ausland einsetzte. Auch mit den Raritäten aus abseits gelegenen Nationen allein läßt sich kein Programm mit echten Schwerpunkten mehr füllen.

Und nicht zuletzt: Die großen US-Firmen machen immer weniger Filme, deren Budgets dafür immer riesiger werden. Everschor, der wegen der laufenden Verhandlungen um ein Filmpaket keine Details preisgeben wollte, meinte, der direkte Gang zum Produzenten sei für den Einkäufer günstiger — es sei denn, die Zwischenhändler (wie der aktuell in den Streit verwickelte Kläger Taurus-Film München) setzten attraktive Pakete aus verschiedenen Quellen zusammen. dpa

FUNKRUNDSCHAU

Auf an die Arbeit, die Medientransfer-Geschichte aufzuarbeiten!

Der Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. traf sich zur 14. Jahrestagung in München
(15. – 17. September)

„Medientransfer“, was ist das? Prof. Dr. Winfried B. Lerg, Münster, erklärte in seinem wohl als Grundlagen-Referat aufzufassenden Bericht, was darunter zu verstehen sei. Die Beziehungen der Medien untereinander müßten beachtet werden; Rundfunk stehe nicht allein da, und das Geflecht sei in der Rundfunk-Geschichte noch nicht ausreichend behandelt. Lerg beschrieb vier Phänomene, die er als charakteristisch bezeichnete und die zu beobachten seien, wenn Innovationen eingeführt würden:

- Vergütungs- oder Kompensationsphänomen
- Ergänzungs- oder Komplementierungsphänomen
- Zusatz- oder Supplementärphänomen
- Ersatz- oder Substitutionsphänomen

Am Beispiel der Einführung des Telegraf beschrieb er diese Vorgänge. Zunächst habe man den Telegraf als Verkehrsmittel zum Transport immaterieller Güter verstanden, keinesfalls ein neues Medium neben der Presse erkannt. Später seien dann selbständige Korrespondenzdienste aufgetaucht. Ein Ersatz etwa bei den Tageszeitungen habe nicht stattgefunden. Wohl aber hätten sich neue Zeitungstypen herausgebildet, so das Nachrichten- statt dem Meinungsblatt und die Kaufzeitung (Generalanzeiger) statt dem Kreis- oder Heimatblatt. Als tatsächliche Neuerungen, die aber nicht als neue Medien aufgefaßt werden können, stellte Lerg den „new journalism“, den „Reporter“ und den „new reader“ heraus. Der neue Journalismus bot mehr und neue Stoffe, die der Reporter aufbereitete und die auch von bisherigen Nicht-Zeitungslesern angenommen wurden.

Was etwas Neues und was nichts Neues ist, etwa die fälschlichso genannten neuen Medien, darauf wollte Lerg abgehoben wissen. Mit den gängigen Formeln von Kooperation und Konkurrenz sei dem nicht beizukommen, und für die Medientransfer-Geschichtsschreibung fehle es – zum Film mehr als zur Presse – an wissenschaftlicher Aufarbeitung. Was der Anfang dieses Jahres verstorbene Prof. Dr. Georg Roeber als Jurist im Handbuch der filmwirtschaftlichen Medienbereiche hierzu zusammengetragen hat, folgte einem anderen Ansatz, wollte trotz der breiten und detailreichen Darstellung nur für die Nachkriegsentwicklung der Filmwirtschaft wesentliche Tatsachen herausstellen, und verweigerte sich selbst die Bedeutung einer geschichtlichen Schilderung; trotzdem dürfte hier schon eine beachtliche Vorarbeit für die Medientransfergeschichte zu finden sein.

Verdrängung oder Ergänzung?

Das Problem des Medientransfers wurde am Ende der Jahrestagung noch einmal so breit wie bei Lerg von Prof. Dr. Wolfgang Langenbucher, München, aufgenommen. Er sprach von drei Phasen, die eintreten, wenn Innovationen eingeführt würden:

- Angst
- Euphorie
- Realismus

Und bezogen auf die neuen Medien, in denen Komplementäreigenschaften zu erblicken seien, meinte Langenbucher, die Rundfunkanstalten, die sich wohl schon in der dritten Phase befänden und Kooperation anstrebten, verschenkten die Euphoriephase, wenn sie die Angst der Filmwirtschaft zur Grundlage der Realitätsphase machten.

Die alte Erkenntnis der Komplementarität von Innovationen habe besonders im Hin und Wider zur von den Zeitungsverlegern behaupteten Wettbewerbsverzerrung durch den Verband, die Michel-Kommission und die ARD die Qualität einer herrschenden Lehre erfahren. Gegen die reizte es Langenbucher, eine andere Meinung zu stellen. Die fand er in „Was wäre, wenn/wenn nicht“-Frage. (Was hätte das Fernsehen nicht verdrängt, wenn es nicht dagewesen wäre? Was wäre, wenn die vermehrte Freizeit neu zur Verfügung stünde?) Die andere Meinung besagt, das Fernsehen verdrängt nur deshalb nicht, weil die Freizeit zunahm. In einem Was-wäre,wenn-Schluß kam Langenbucher dann zu einer Überführung der herrschenden Lehre in eine Public Relation-Leistung der Rundfunkanstalten. („Wenn das richtig wäre, ist die herrschende Lehre die größte PR-Leistung der Rundfunkanstalten.”)

Die Folgerung aus der anderen Meinung Langenbuchers heißt, das Fernsehen ist funktionales Äquivalent geworden, und zwar für dreierlei: Freizeit, Religion und soziale Unterprivilegiertheit; und in der Folge-

runungskette weitergegangen: Andere Lösungen hätten mehr Geld verschlungen oder große Probleme verursacht. Große Hoffnung, daß die andere Meinung die herrschende Lehre verdrängen könnte, hat Langenbacher nicht, aber den Wunsch, die Diskussion könne noch einmal aufleben, den schon.

Die Medientransfer-Geschichte läßt sich von vielen Seiten her aufdecken. Die Frühgeschichte, die der 20er Jahre, ist für Nachgeborene fast nur mit einem fleißigen Quellenstudium zu ergründen. Die Zeitgeschichte kann von gestandenen Medienschaffenden im Rückblick auf selbst Erlebtes schon gewinnbringend vorgetragen werden. Und die antizipierte Geschichte von heute mag in einem frisch gewagten Vorgriff entworfen werden. Unterschiedlichste Medientransfer-Geschichts-Annäherungen wurden bei der 14. Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte geboten. Jedes Thema, das angerissen wurde – sei es sine, sei es cum ira et studio et opinione, vorgetragen mit wissenschaftlicher Exaktheit oder gefälligem Autorencarme – erfuhr den Nachsatz, hier gelte es nachzuhaken, weiterzufragen, aufzuarbeiten. Waren die Themen so neu wie die Wortbildung „Medientransfer“? Jein. Manche Anfänge lagen in einem anderen Umfeld und dürften nun im Rahmen der Medientransfer-Geschichtsschreibung auf ein gesteigertes Interesse stoßen.

Der Studienkreis

Gegründet wurde der Studienkreis Rundfunk und Geschichte am 10. Juni 1969 in Ludwigshafen. Seine Aufgabe beschreibt § 2 der Satzung; demnach hat er „im Zusammenwirken mit der Wissenschaft, den Rundfunk- und Fernsehanstalten, der Rundfunkindustrie und anderen entsprechend interessierten Institutionen des In- und Auslandes die Erforschung und Darstellung der Rundfunkgeschichte sowie Arbeiten auf allen Rundfunk- (Hörfunk und Fernsehen) bezogenen Wissenschaftsgebieten zu fördern und zu betreiben“. Der Verein gibt jährlich viermal Mitteilungen heraus und unterhält eine Schriftenreihe „Rundfunkforschung“. Außer den jährlichen Tagungen ist alle zwei Jahre eine ordentliche Mitgliederversammlung angesetzt und wird in Abständen ein Doktoranden-Treffen durchgeführt. Im Studienkreis arbeiten Fachgruppen an speziellen Themen der Rundfunkforschung, so zum Beispiel die Arbeitsgruppe Archive und Dokumentation, die am ersten Tag der Jahrestagung zusammentraf. Mitglied kann jeder werden, der bereit ist, die Arbeiten des Vereins zu fördern.

In München war der Studienkreis Gast beim Institut für Rundfunktechnik auf dem Gelände des Fernsehstudios Freimann des Bayerischen Rundfunks. Über 100 Teilnehmer hatten sich für die Veranstaltung angemeldet. Zum Auftakt gab es ein Treffen im Münchener Rathaus.

Der Themenkreis

Zum Niederschreiben des weiten Themenkreises einer Medientransfer-Geschichte ist viel Geld nötig, und man braucht dazu geschulte Fachhistoriker. Vorab bot die Tagung in einer Reihe von Referaten einen gerafften Überblick zu den Themen, die dort behandelt werden können: „Rundfunk als Gegenstand der Pressekritik in der Weimarer Republik“ August Soppe, Hamburg; „Die Rolle der Fachkorrespondenzen“ Andrea Brunnen-Wagenführ, Gauting; „Die Rolle der Programmzeitschriften“ Dr. Helmut Driick, Köln; „Ökonomische Aspekte der Fernsehprogrammproduktion“ Helmuth Haselmayr, München; „Die Beschaffung und Auswertung von Spielfilmen in den Fernsehprogrammen“ Franz Everschor, Frankfurt. Was das Fernsehen der Filmwirtschaft seit 1960 an Geldern beisteuerte aus den verschiedensten Gründen, brachte Elisabeth Berg-Schwarze, Mainz, ein, und Claus Kühn, Hamburg, vertrat am Podium die privaten Unternehmen, die mit dem Fernsehen zusammenarbeiten. Die Berechtigung der wissenschaftlichen Aufarbeitung deutete BR-Intendant Reinhold Vöth in seinem Grußwort kurz an. Die Zukunft sei unbekannt; die Brücken zur Vergangenheit solle man gerade heute nicht leichtfertig abbauen, die Gegenwart baue auf dem Hintergrund der Historie auf, und deshalb lohne es, sich darüber Gedanken zu machen.

Soppe brachte Ausschnitte aus seiner noch nicht abgeschlossenen Arbeit. Er wertet dabei aus, wie die Zeitungsverleger in ihrem Verbandsorgan ihre Positionen darstellten und am Beispiel Frankfurter Zeitungen und des Frankfurter Rundfunkprogramms die Verkoppelungen und Gegensätze der beiden Medien, jeweils bis 1926.

Andrea Brunnen-Wagenführ beschrieb ihre Eindrücke zur deutschen Eigentümlichkeit „Fachkorrespondenzen“ – bedingt durch die Nachkriegsrundfunkgeschichte und vielleicht nur hier nötig. Sie fand vier Phasen heraus und beschrieb auch die Entstehungshintergründe der wichtigsten Fachkorrespondenzen und ihre Bedeutung. Die Phasen mit Zeiten und Adressaten/Inhalten:

- | | |
|-------------|---|
| 1949 – 1953 | Die Fachkorrespondenzen werden für die, die Verantwortung tragen, geschrieben. |
| 1957 – 1961 | Sie mischen politisch mit. |
| 1961 – 1979 | Öffnung nach unten – Konflikte mit Hierarchen. |
| 1979 – 1983 | Das Getöse spielt sich nicht mehr in den Fachkorrespondenzen, sondern in den Tageszeitungen ab. |

Ab 1975 Gründung neuer Korrespondenzen, die nicht den traditionellen Fachkorrespondenzen entsprechen – es haben sich zwei Gruppen gebildet: für das Prinzip des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und für weitere Öffnungen.

Drück bezog sich nur auf das Hier und Heute und sprach nur als Privatperson. Er plädierte engagiert für eine Publikumszeitschrift der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten und erntete viel Kritik vor allem aus Erfahrungswerten. Aber er sah es anders und glaubt, gerade heute müßte der Versuch gewagt werden, den eingeführten Programmzeitschriften, die in Wahrheit Familienzeitschriften seien, ein paar Prozente mit einer echten Programmzeitschrift abjagen zu können. Auch andere Ideen, zunächst für ein öffentlich-rechtliches Haus gedacht, wie die Bavaria-Tours, mit denen die Bavaria heute akzeptierte und begrüßte Öffentlichkeitsarbeit übt, hätten schon Erfolg gezeitigt. Warum soll aus dem öffentlich-rechtlichen System nur die Ideen, nicht Verwirklichung und Nutzen kommen.

Haselmayr bestand darauf, daß Technik und ihre Kosten im rechten Verhältnis in alle Überlegungen einzugehen haben. Bisher sei dieser Aspekt oft über- oder unterbewertet worden. Die föderative ARD-Rundfunkgeschichte und die daraus ableitbaren Zwänge hätten in der Frühzeit mit sich gebracht, daß alle Anstalten Produktionsanlagen unterhielten, die kostenaufwendig und nicht vergleichbar – z.B. Radio Bremen und später das ZDF – arbeiteten. In diesen Anlagen wurden zunächst 80 % für vorausgeplante Unternehmungen und 20 % für aktuelle Beiträge genutzt. Diese Zahlen hätten sich vertauscht; die vorausplanbaren Unternehmungen flössen mehr und mehr den Privatunternehmen zu. Die Trends sind nicht plötzlich eingetreten; schon 1970 befaßte man sich im WDR damit und sicher auch anderswo. Aber die Euphorie bekam eine lange Durststrecke zu spüren, und die Überlegungen scheinen heute neu eingebracht werden zu müssen.

Everschor berichtete kühl und sachlich aber ausdrücklich nichts zum Stand des aktuellen Streites. Er ging auf die Entwicklungen in den Spielfilmredaktionen ein und auf Kritikergebaren angesichts des Engagements dieser Redaktionen. Früher hätten die Fernsehredaktionen für Spielfilme kompromißloser ausgewählt, dafür auch Lob geerntet. Heute müßten sie sich auf Werte wie Akzeptanz und Sehbeteiligung einrichten und wiederum Kritik einstecken.

21.9.83–Margita Gürtler/FK

Aus: FUNK-Korrespondenz Nr. 38 / 21. September 1983

Alte Thesen in neuem Licht

Eine Tagung des Studienkreises "Rundfunk und Geschichte" / Von Ute Trautmann

epd Es war kein neues, aber dennoch in vieler Hinsicht ein wenig aufgearbeitetes und höchst aktuelles Thema, das sich der Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. auf seiner 14. Jahrestagung vom 15.-17. September in München gestellt hatte: "Rundfunk in der Nachbarschaft zu Presse und Film. Historische und aktuelle Bedingungen des Medientransfers".

Den wissenschaftlichen Rahmen der Veranstaltung, deren Programmfülle den rund 80 Teilnehmern nur wenige Verschnaufpausen gönnte, lieferten die Kommunikationswissenschaftler Winfried B. Lerg (Münster) und Wolfgang R. Langenbucher (München). Beiden ging es um die grundsätzliche Frage der Wechselbeziehungen der Medien untereinander und innerhalb des Kommunikationssystems. Lerg verwies in seinem Eröffnungsreferat zunächst auf ein großes Defizit in der Mediengeschichtsschreibung, die Presse und Rundfunk lediglich in ihrer "Organisationsgeschichte", Kino nur unter dem Aspekt seiner "Programmgeschichte", als Filmgeschichte also, darstelle. Sowohl die Medien-, als auch die Kom-

munikator- und Rezipientengeschichte verlange aber eine Erforschung der "Transferphänomene", wie sie besonders als Folgen medialer Innovationen auftreten. Die "Neuen Medien" stets vor Augen, die er mit den "sagenhaften Wolpertingern" verglich und nur als "neue Aufzeichnungs-, Verbreitungs- und Wiedergabeverfahren" verstanden wissen wollte, verdeutlichte Lerg die generellen Auswirkungen neuer Kommunikationsverfahren auf das bestehende Mediensystem. Am Beispiel der Erfindung und Verwendung des Telegrafen machte er vier "charakteristische Phänomene" dieses Prozesses fest: Kompensation, Komplimentierung, Sublimierung und Substitution, die er als "Vergütungs-, Ergänzungs-, Zusatz- und Ersetzungsphänomen" bezeichnete. Obwohl der Telegraf vielfach eingesetzt wurde, selbständige Korrespondenzbüros und Telegrafagenturen zur Nachrichtenverbreitung entstanden und sich mit der Nachrichtenzeitung und dem Generalanzeiger zwei neue Zeitungstypen herausbildeten, wurde das Medium Presse nicht verdrängt. Trotz vielfältiger Veränderungen in der Kommunikationsstruktur und in der journalistischen Darstellung (aktuellere und umfassendere Information), konnte das bestehende Medium, die Presse, weder direkt noch indirekt ersetzt werden. Vor diesem Hintergrund bezeichnete Lerg die "Neuen Medien" als "Systemderivate" und gelangte zu der Schlußfolgerung, "ein wirklich neues Medium ist so wenig in Sicht wie der Wolpertinger".

Auch Langenbucher kam hinsichtlich der Frage der "Verdrängung oder Ergänzung der Medien untereinander" zunächst zum gleichen Ergebnis. Die bereits 1913 von Riepl formulierte Komplementaritätsthese habe in der Wissenschaft auch heute noch nicht an Gültigkeit verloren. Obwohl eine Reihe wissenschaftlicher Gründe für diese These sprächen fragte sich Langenbucher, ob sie nicht gerade daraus resultiere, daß sich der Blickwinkel der Medienforschung einzig auf die intermediären Zusammenhänge konzentriere. So habe die Michel-Kommission bei ihrer Untersuchung der Wettbewerbsverhältnisse zwischen Presse, Rundfunk und Film "Äpfel mit Birnen verwechselt", indem sie die Konkurrenz- bzw. Komplementaritätsproblematik aus rein medienpolitischem Interesse ausschließlich auf die Medien untereinander bezogen hat. Aus diesem Grund berücksichtigte Langenbucher mehr den Rezipienten bzw. dessen Lebenssituation, konkret: den enormen Freizeitzuwachs und das geänderte Freizeitverhalten des Menschen. Seine Hypothese, das Fernsehen habe "nur deshalb nichts verdrängt", weil ihm mit dem Faktor Freizeit eine "unaufhörliche Ressource" zur Verfügung stand, interpretierte er als "Infragestellung der herrschenden Lehre". Entsprechend weiter entwickelte er seine "fast kommunikationsphilosophischen Überlegungen" (so der Berliner Medienforscher Rainer Kabel), indem er die Fernsehnutzung beispielsweise als "funktionales Äquivalent" für soziale Unterprivilegierung oder Religion begriff; "funktionales Äquivalent all jener nicht eingetretenen Erwartungen", die an die Formeln "Wohlstand, Freizeit und Bildung" geknüpft wurden. Dennoch gab sich Langenbucher am Ende zuversichtlich, da neuere Nutzungsdaten, speziell bei mittleren Altersschichten, ein weiteres Abflauen der "Fernseh-Freizeit" erwarten zu lassen.

Zwischen den beiden wissenschaftlichen Grundsatzreferaten kamen die Praktiker mit konkreten Beispielen zum Zuge. Andrea Brunnen-Wagenführ ("fernseh-informationen") rekonstruierte die "Rolle der Fachkorrespondenzen" in der historischen Entwicklung. In den Anfangsjahren hätten sich epd/"Kirche und Rundfunk", die "FUNK-Korrespondenz", die "fernseh-informationen" und "fff-press" fast ausschließlich an die Rundfunkverantwortlichen gerichtet. Mitte der 50er Jahre mischten sie mit teilweise erheblichem Einfluß in der Rundfunkpolitik mit und forderten übereinstimmend ein Konkurrenzprogramm zur ARD. Danach entwickelten sie sich in erster Linie zum Diskussionsforum; in ihrem Engagement für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk stehen sie heute den zahlreichen kommerziellen und interessengebundenen Korrespondenzen gegenüber. Die zukünftige Rolle der Fachkorrespondenzen schätzte sie positiv ein, "auch und gerade wenn der Rundfunk vielfältiger wird".

Das Verhältnis des Rundfunks zur Presse beleuchtete August Soppe (Marburg) anhand der Situation in der Weimarer Republik. Er zeigte die ablehnende Haltung der Zeitungsverleger auf (z.B. an der Überlegung, den kostenlosen Programmabdruck einzustellen), schilderte daneben aber vor allem die "symbiotischen Beziehungen" zwischen Presse und Rundfunk, der in seinen Anfangsjahren der "öffentlichkeitswirksamen Unterstützung" durch die Presse geradezu bedurfte. Am regionalen Beispiel Frankfurts stellte Soppe die vorläufigen Ergebnisse seiner Untersuchung vor. Dort stimmten die Zeitungen zwischen 1923-1926 überwiegend in ihrer positiven Haltung zum Rundfunk und ihrer Auffassung von der gegenseitigen Ergänzung und Verstärkung im wesentlichen überein.

Zum heutigen Verhältnis von Presse und Rundfunk referierte Helmut Drück (WDR) am Beispiel der Programmzeitschriften "ganz persönliche" Überlegungen. Die Programmzeitschriften, so das Fazit seiner (seit Honsowitz bekannten) Kritikpunkte, verdienen diese Bezeichnung nicht, da sie "ihre Aufgabe auf dem eigentlichen Feld ihrer Stärke" verfehlten. Da zukünftige Konkurrenz die Nutzung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ohnedies vermindern werde, gelte es wenigstens seine Qualität zu bewahren, diese "flankierend" zu unterstützen. Deshalb solle seiner Meinung nach eine Publikation - etwa nach dem Muster des SDR-Blattes "Südfunk" - geschaffen werden, die die Defizite der gängigen Programmillustrierten ausgleichen soll. Die Utopie einer anspruchsvollen "Programmzeitung", die Drück im folgenden entwarf (voll informierend, kritisch und um Transparenz bemüht, drucktechnisch unaufwendig, preisgünstig und sich finanziell selbsttragend), machte es den Teilnehmern der anschließenden Podiumsdiskussion leicht, sie als solche - nicht nur hinsichtlich ihrer Marktchancen - zu entlarven. So wurde eine ernsthafte Erörterung der Möglichkeiten und Grenzen einer "Alternative" zu den Programmzeitschriften vorschnell verschenkt.

Den Medientransfer zwischen Rundfunk und Film beleuchtete Helmuth Haselmayr (BR) anhand "ökonomischer Aspekte der Fernsehprogrammproduktion". Er bezeichnete den Handel mit Fernsehproduktionen als ein "weltweites, teilweise abenteuerliches Milliardengeschäft" und mutmaßte, daß das technisch Machbare lange Zeit "verhältnismäßig unkritisch", d.h. ohne finanzielle Bedenken realisiert wurde. Auch weil immer weniger Geld für die Programmproduktion vorhanden sei, hätten sich aber inzwischen die Produktionsverhältnisse in vieler Hinsicht geändert (z.B. mache die Mehrfachnutzung der Filme Fremdproduktionen heute oftmals billiger und habe sich die Eigenproduktion von langfristigen Spiel- und Unterhaltungsprojekten hin zu aktuell-journalistischen Beiträgen verlagert). Abschließend plädiert er für eine "Unternehmensgeschichte", die auch die ökonomischen Zwänge des Rundfunks berücksichtige, "damit Medienpolitik nicht länger von Ideologen und Phantasten bestimmt werden kann".

Franz Everschor (Degeto) erläuterte die "Beschaffung und Auswertung von Spielfilmen in den Fernsehprogrammen". Er bestätigte die im Zusammenhang mit dem aktuellen Rechtsstreit zwischen der Degeto und dem Zwischenhändler Leo Kirch (Kifu 71 und 73/83) aufscheinende "Tendenz zum Direktgeschäft", die Befürchtung möglicher Preissteigerungen und die (hieraus resultierende) "Notwendigkeit" des Vorratseinkaufs. Zu den Beziehungen des Fernsehens zum Kino meinte Everschor, die "Fehde der feindlichen Brüder" sei trotz aller Kooperationsformen (Filmförderung, Koproduktion) "nie ganz zur Ruhe gekommen". Eine "Diversifizierung der Medien" werde hier aber möglicherweise das Nebeneinander bzw. eine intensivere und breitere Mehrfachnutzung des Films erleichtern.

Die abschließende Podiumsdiskussion versuchte zu klären, inwieweit das Fernsehen als "lebensnotwendiges Standbein für den Film" gelten könne; man prognostizierte eine Expansion der Medienwirtschaft, möglicherweise auch das Entstehen eines neuen Industriezweigs für die Fernsehfilmproduktion (nach amerikanischem Vorbild des "TV-Movie").

Alles in allem eine informative Veranstaltung mit etlichen neuen Aspekten. Hierzu zählt übrigens auch die Ernennung des bisherigen Vorsitzenden des Studienkreises, Wilhelm Treue (Göttingen), zum Ehrenvorsitzenden und die Wahl Friedrich P. Kahlenbergs (Koblenz) zu seinem Nachfolger.

Aus: epd / Kirche und Rundfunk Nr. 75 vom 24. September 1983

Tagebuch

Studienkreis Rundfunk und Geschichte

Die Zeitlichkeit eines Mediums

Rundfunk und Geschichte — das scheint ein Widerspruch zu sein. Geschichte als Rekonstruktion des Dauerhaften, der Beständigkeit des Vergänglichen; und Rundfunk als ein Medium, dessen Flüchtigkeit nicht wenigen zum Argument für einen ebenso flüchtigen Umgang mit ihm gerät. Ein Blick auf die gesellschaftliche Nutzung von Hörfunk und Fernsehen jedoch macht die Notwendigkeit einer historischen Beschäftigung mit dem Flüchtigen offenkundig. Eine Notwendigkeit, die nicht nur von den Rundfunkanstalten selbst beteuert wird. Seit Ende der sechziger Jahre immerhin findet sich im „Studienkreis Rundfunk und Geschichte“ ein Zusammenschluß von Wissenschaftlern und Praktikern, denen die Erforschung der Rundfunkgeschichte angelegen ist, um das vermeintlich Vergangene im Blick auf das Gegenwärtige zu erkunden. „Sich des Bestehenden zu vergewissern“ — das sei gerade heute eine der wesentlichen Aufgaben rundfunkhistorischer Forschung, betonte der Intendant des Bayerischen Rundfunks, Reinhold Vöth, in seiner Ansprache zu Beginn der diesjährigen vierzehnten Jahrestagung des Studienkreises in München, die sich der Nachbarschaft des Rundfunks zu Presse und Film widmete, den „historischen und aktuellen Bedingungen des Medientransfers“.

Winfried B. Lergs Eröffnungsreferat beschäftigte sich mit dem Mangel an angemessener Begrifflichkeit und den noch vielzähligen Forschungslücken. Die sogenannten Neuen Medien etwa seien mit jenen „Wolpertingern“ zu vergleichen, die jedermann als „Mutationen des Bekannten“ zu kennen glaube, obwohl sie bislang niemand gesehen habe. Es seien keine neuen Medien, sondern allenfalls neue Techniken, deren Medientauglichkeit sich erst beweisen müsse. Zur Bekräftigung seiner These unternahm der Münsteraner Publizistik-Wissenschaftler einen Streifzug durch die Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Medien. So nannte sich das Kino in Anlehnung an das traditionsreichere Theater zunächst „Licht-Spiel-Bühne“; das Fernsehspiel gerierte sich mit Bezug auf das ältere Kino als „Funk-Film“ oder „Drahtlos-Film“; der jüngst entwickelte Bildschirmtext schließlich nannte sich mit Blick auf die Presse zunächst „Bildschirm-Zeitung“.

Lergs Frage nach „Kooperation oder Konkurrenz“ der Medien wurde aufgenommen in den Ausführungen des Hamburgers August Soppe, der die Frühgeschichte des deutschen Rundfunks im Spiegel der damaligen Frankfurter Presse beschrieb. Mit der Rolle der „Fachkorrespondenzen“, jener — nach Auskunft der Referentin — nur in der Bundesrepublik existierenden Sondererscheinung im Spannungsfeld zwischen Rundfunk und Presse, befaßte

sich das Referat Andrea Brunnen-Wagenführs. Erst die zumeist medieninternen Fachdienste hätten mit ihren rundfunkpolitischen und programmkritischen Beiträgen die zu einer angemessenen Diskussion notwendige Medienkenntnis vermittelt.

In Ergänzung dieser Ausführungen referierte Helmut Drück vom Westdeutschen Rundfunk über die nahezu konträre Funktion der Programmzeitschriften, deren Erscheinung und Qualität er heftig kritisierte, um letztlich die derzeit aktuelle Forderung nach einer rundfunkeigenen Programmzeitschrift zu erneuern. Den Abschluß des ersten Referatstages, dem am Vortag der traditionelle „Kaminabend“ mit einem eher amüsanten Vortrag des Bavaria-Produzenten Georg Feil über „München — Die heimliche Hauptstadt der Fernsehkriminalität?“ vorausgegangen war, bildete die Mitgliederversammlung des Studienkreises, in der Friedrich P. Kahlenberg vom Bundesarchiv Koblenz zum Nachfolger des Vorsitzenden Wilhelm Treue bestellt wurde, der nun Ehrenvorsitzender ist.

Mit dem Verhältnis zwischen Fernsehen und Film befaßte sich Helmut Haselmayr vom Bayerischen Rundfunk, der über die „ökonomischen Aspekte der Fernsehprogrammproduktion“ sprach. Ergänzt wurden seine Ausführungen durch Franz Everschor von der Degeto-Film-Gesellschaft, der die Beschaffung und Auswertung von Spielfilmen in den Fernsehprogrammen darstellte — Themen, deren Erörterung in nächster Zeit sicherlich breiten Raum einnehmen wird. Der Münchner Sozialwissenschaftler Wolfgang R. Langebucher schloß den von Winfried B. Lerg eröffneten Kreis, indem er mit kritischem Vorbehalt erneut auf die Frage nach „Verdrängung und Ergänzung der Medien“ einging. Nicht von einer Verdrängung der Medien untereinander wolle er sprechen, sondern von der Verdrängung des Lebens durch die Medien. Bei der Suche nach dementsprechenden „funktionalen Äquivalenten“ des Fernsehens stieß er auf die Bereiche „Freizeit, Religion und soziale Unterprivilegierung“. In diesen Bereichen hätte das Medium Fernsehen eine entscheidende „Problemlösungsfunktion“ inne, die so schnell und so preiswert von keinem anderen Medium geleistet werden könne. Dennoch sei der Höhepunkt des herkömmlichen Fernsehkonsums bereits überschritten. Längst habe sich das Freizeitverhalten der Bürger so verändert, daß die Priorität des Fernsehens streitig sei. Der Bildschirm — dies ergab die abschließende Podiumsdiskussion der Referenten — werde zunehmend „multimedial“ und entferne sich mit vielzähliger Verwendbarkeit mehr und mehr von der jahrzehntelang gewohnten Abbildung des „Funk-Filmes“.

KARL H. KARST

August Soppe

RUNDFUNK ALS GEGENSTAND DER PRESSEKRITIK IN DER WEIMARER REPUBLIK

Im sechzigsten Jahr des deutschen Rundfunks, in dem sich Hörfunk und Fernsehen zunehmender öffentlicher Kritik ausgesetzt sehen, sei es, daß ihnen ein langweiliges Programmangebot und zu geringes Eingehen auf die Unterhaltungsbedürfnisse der Rezipienten vorgeworfen wird, sei es, daß sie von unterschiedlichen Positionen her der politischen Einseitigkeit und der Verletzung des Prinzips "Ausgewogenheit" bezichtigt werden - im sechzigsten Jahr dieses Mediums, in dem das herkömmliche Rundfunksystem einer von der Post favorisierten Ausweitung des Programmangebots mit neu geregelten Verantwortlichkeiten gegenübersteht, die wiederum von Teilen der Presse publizistische Unterstützung, ja aktive Beteiligung erfährt: in dieser Situation also mag auch in aktueller Hinsicht Anlaß gegeben sein, sich mit einem bisher wenig bearbeiteten Teilgebiet der Kommunikationsgeschichte zu befassen, dem Verhältnis der Presse zum frühen Rundfunk.

Wenn im folgenden vom Rundfunk als Gegenstand der Pressekritik in der Weimarer Republik die Rede ist, sollten jedoch die historischen Differenzen immer gegenwärtig bleiben. Statt mit einem ausgebauten Hörfunk- und Fernsehsystem öffentlich-rechtlicher Provenienz unter (zumindest theoretisch) nicht staatlicher, sondern gesellschaftlicher Kontrolle hatte es die Presse damals mit einem privatrechtlich organisierten und anfänglich auch kommerziell orientierten Hörfunk unter staatlicher Oberhoheit zu tun, der sich noch in der Entwicklungsphase zu einem Massenmedium befand. Und obwohl auch in den zwanziger Jahren Pressekonzerne nichts Unbekanntes waren, sah sich der Rundfunk damals doch noch einer wesentlich größeren Anzahl selbständiger publizistischer Einheiten gegenüber, denen zudem Bindung oder Orientierung an Parteien häufig selbstverständlich war.

Damit sind im Interesse empirischer Absicherung wohl angebrachte Eingrenzungen meines Themas schon angedeutet. Ich möchte einige Informationen und erste Einschätzungen über das Verhältnis von Presse und Rundfunk in der Frühphase des neuen Mediums mitteilen und dabei stichprobenartig einige Dimensionen angehen. Die Befunde sind vorläufiger Natur und sollten primär als Anregung zu weiterer und tiefer greifender Forschung verstanden werden 1). Zu Beginn befaße ich mich mit den Positionen der Zeitungsverleger zum Rundfunk, wie sie in ihrem Verbandsorgan, dem "Zeitungsverlag" (ZV), bis 1926 dargestellt werden. Danach geht es um das Verhältnis von Presse und Rundfunk an einem regionalen Beispiel; anhand der Auswertung von Frankfurter Zeitungen und des Frank-

1) Sie basieren auf ersten Materialauswertungen im Rahmen meines Dissertationsprojektes; Arbeitstitel: "'Radio-Dämmerung'. Zur Organisations-, Programm- und Rezeptionsgeschichte des frühen Rundfunks in Frankfurt/M. (1923-1926) unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses von Presse und Rundfunk."

ferter Rundfunk-Programm bis April 1926 soll Verkoppelungen und Gegensätzen der beiden Medien nachgespürt werden.

I.

Das Verhältnis der Zeitungsverleger zum Rundfunk, wie er am 29. Oktober 1923 in Berlin seinen Programmbetrieb aufnahm, hat um 1920 eine Vorgeschichte. Damals bemühte sich der für das Funkwesen zuständige Staatssekretär im Reichspostministerium Hans Bredow, Nachrichtenagenturen und Presseverbände zu einer gemeinsam organisierten Nutzung der Funktechnik zu bewegen, also einen drahtlosen Nachrichtendienst für die Zeitungsredaktionen zu installieren, wobei in der Diskussion auch schon Gedanken auftauchten an einen "beinahe unheimlich volkstümlichen Plan eines drahtlosen Telefondienstes für die große Allgemeinheit" (ZV Nr. 14. vom 7.4.1922, Sp. 508) - also an einen Rundfunk für Alle. Diese Bemühungen und die darin eingeschlossenen Perspektiven scheiterten, vergrößert zusammengefaßt, an den unterschiedlichen Interessen der angesprochenen Verbände und Unternehmen sowie der Konkurrenz der Verleger untereinander, die bei zentralisierter Nachrichtenübermittlung Einschränkungen der Nachrichtenexklusivität und Nivellierung der Tendenz ihrer unterschiedlichen Blätter befürchteten. "Wenn diese Verhandlungen" - so Bredow in einem etwas grobkörnigen Rückblick 1929 - "damals zum Ziel geführt hätten, würde der Rundfunk heute wahrscheinlich ein Unternehmen der deutschen Presse sein" 2).

Versuche einiger Verlage, Anfang 1924 mit Konzessionsanträgen für gefunkte Zeitungen auf den schon abgefahrenen Zug der deutschen Rundfunkorganisation aufzuspringen, wurden von den Reichsbehörden abschlägig beschieden; ein Aufsatz im "Zeitungs-Verlag" erwähnt diese uns heute aktuell klingenden Absichten nur nebenbei und etwas mokant: "Der Traum, daß jede größere Zeitung ihre sämtlichen Abonnenten mit Radioempfängern ausrüstet, ihnen die Radiozeitung - womöglich unter ergiebigen Einschluß der Parteipolitik - zuspricht und dann diesen Eildienst ergänzt durch die abends folgende, gedruckte Zeitung, ist im heutigen Deutschland nicht ernst zu nehmen, selbst, wenn dem technische Hindernisse nicht entgegenstünden." (ZV Nr. 15 vom 11.4.1924, Sp. 529) Lediglich Anträgen von Nachrichten-Agenturen auf Zulassung eines "Pressefunkdienstes" zur drahtlos-telephonischen Übermittlung ihrer Nachrichten an die Zeitungsredaktionen wurde stattgegeben. Daß dieser im Sommer 1924 beginnende Dienst auch "Presse-Rundfunk" genannt wurde, verweist im übrigen darauf, daß damals der Begriff "Rundfunk" primär den technischen Verteilmodus benannte, dessen jeweilige Funktion anfangs noch gesonderter Kennzeichnung bedurfte. So mußte denn die Redaktion des "Zeitungs-Verlag" im November 1924 ihrer ersten Stellungnahme zum Rundfunk im heutigen Sinne auch noch die erläuternde Fußnote beifügen: "Unter Rundfunk ist hier immer der Unterhaltungs-Rundfunk gemeint." (Rundfunk, Reklame und Nachrichtendienst. ZV Nr. 45 vom 7.11.1924, Sp. 2030) Dessen überraschend schnelle Ausbreitung sei

2) Zit. nach W.B. Lerg: Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Frankfurt/M. 1970, S. 109; dort auch weitere Einzelheiten.

(darauf verweist der "Zeitungs-Verlag" immer wieder) auch ein Verdienst der positiven Berichterstattung in der Presse. Damit sei aber auch umso mehr Berechtigung gegeben, Übergriffen des Rundfunks in ihre Interessensphären entgegenzutreten.

Vor allem zwei Funktionsbereiche der Presse wollten die Verleger vor Konkurrenz durch das neue Medium geschützt wissen: den der öffentlichen Meinungsbildung und den der Werbung. Dagegen galt der Aktualitätsvorsprung des neuen Mediums bei der Informationsübermittlung nicht als bedrohlich, im Gegenteil: "Der Rundfunk ist von Anfang an darauf eingestellt gewesen, gewisse aktuelle Nachrichten dem Publikum weiterzugeben. Diese Tätigkeit wird ihm durch die Presse nicht streitig gemacht. Die Presse kann es vielmehr begrüßen, wenn der Rundfunkhörer eine aktuelle Nachricht zeitiger durchgesprochen erhält, als er sie durch die Tageszeitungen erfahren kann. Hierdurch wird das Interesse des Hörers in der Regel angereizt, die Zeitung später zu kaufen, um die Einzelheiten der Nachricht und die Stellungnahme der Presse mit Mühe durchzulesen." (ebda. Sp. 2031). Die Konfliktgrenze markierte der erste sich überhaupt mit Rundfunk befassende Artikel im "Zeitungs-Verlag" vom Februar 1924, ein Nachdruck aus dem "Berliner Tageblatt" mit der Überschrift "Rundfunkpolitik?": "Der Rundfunk vertreibt ... auch die neuesten Nachrichten. An sich ist dagegen, soweit damit keine irgendwie geartete Parteipolitik und soweit nicht damit eine (indirekte) Propaganda für einzelne Zeitungen verbunden ist, nichts einzuwenden. Die Übermittlung derartiger gesprochener Nachrichten erhält aber ein ganz anderes Gesicht, wenn daran Kommentare geknüpft (werden; A.S.) oder bestimmte Tendenzen die Formulierung der Nachrichten beeinflussen. Diese Gefahr liegt sehr nahe. Erst am Sonnabend wurden, um nur ein Beispiel herauszugreifen, der Empfang des neuen deutschen Botschafters in Paris ... und die dabei gehaltenen Ansprachen mit Glossen versehen, die für ein unpolitisches Unternehmen völlig unangebracht sind. Wir warnen dringend davor, den Rundfunk durch derartige politische Tendenzen zu mißbrauchen und zu diskreditieren." (ZV Nr. 9 vom 29.2.1924, Sp. 290)

"Kommentierung, Tendenz, Parteipolitik" - all das, was die Zeitungen als Trägerinnen öffentlicher Meinungsbildung profilierte und sie gleichzeitig gegeneinander abgrenzte, sollte dem Rundfunk vorenthalten, seine Funktion auf nicht näher definierte Unterhaltung, Belehrung und die vielgerühmte "Kulturverbreitung" beschränkt bleiben. Damit lag der eher konservativ orientierte Verlegerverband durchaus auf der Linie behördlicher Rundfunkpolitik. Er fand denn auch in der Folgezeit wenig Anlaß zur Kritik und griff das Thema erst Ende 1928 wieder auf, als in Zeiten der Großen Koalition unter dem SPD-Reichsinnenminister Severing die aktuelle Berichterstattung ausgebaut und Ansätze binnenpluralistischer Öffnung des Rundfunks für unterschiedliche, ausgewiesenen parteipolitische Vorträge und Streitgespräche gewagt wurden, mithin wirklich publizistische Konkurrenz zum Tragen kam.

Daß es auf dem Feld der Werbungskonkurrenz wesentlich härter zuging, verwundert nicht, wurden hier doch von Anfang an kommerzielle Interessen der Verleger direkt tangiert, die um Anteile am Werbekuchen fürchteten. Von Mai 1924 an ist die Rundfunk-

werbung Gegenstand harter Attacken im "Zeitungs-Verlag"; ihre Adressaten sind die Reichspost, die in Gestalt ihrer Tochtergesellschaft, der "Deutschen Reichspostreklame GmbH", aktiv als Werbevermittlerin tätig war, und einzelne Sendegesellschaften, die viel Phantasie bei der Aufstockung ihres Gebühreneinkommens durch Sponsorvorträge, sogenannte "Sonderkonzerte" und Werbespots bewiesen. In den Artikeln gegen die Reklame im Rundfunk wurden die Eigeninteressen der Verleger zumeist nur nebenbei erwähnt, umso mehr aber sozusagen stellvertretend die Interessen der anderen Beteiligten oder Betroffenen thematisiert: 1. Reklame im akustischen und flüchtigen Medium Rundfunk sei, werbepsychologisch gesehen, nicht wirkungsvoll beim Hörer, also für die Werbetreibenden sinnlos; 2. sei sie für den Hörer eine Belästigung, und 3. schade sie dem Ansehen des Rundfunks selbst und sei nicht vereinbar mit seinem "eigentlichen" Zweck, der "Kulturverbreitung".

Um die Jahreswende 1924/25 wurde diese "Stellvertreterargumentation" forciert zu einem prophylaktischen Generalangriff auf das neue Medium. Ein redaktioneller Leitartikel warf dem Radio Verdrängungswettbewerb nicht nur gegenüber der Presse, sondern auch gegenüber Theater und Wissenschaft vor, malte die Gefahr kultureller Verödung bei unreglementierter Auswucherung des Rundfunks an die Wand und resümierte: "Das Radio verflacht, alles Niveau sinkt unter seinem Einfluß; ein Massenunterhaltungs- und -belehrungsmittel zweifelhaftester Natur ist mit ihm erfunden - wenn und sofern es über die ihm gesetzten Grenzen hinaus in die Bezirke von Wissenschaft, Kunst und Presse eindringt." (Radio und Zeitung. ZV Nr. 3 vom 16.1.1925, Sp. 263) Derart kulturkritisch untermauert, kam man auf das eigentliche Thema, die Bedrohung der Presse durch die Reklamekonkurrenz des Radios, zu sprechen, bezog zur Absicherung gleich auch noch die Nachrichtenübermittlung mit ein und schloß, an die Adresse des Reichspostministeriums als "Träger des Funkmonopols" gerichtet, mit den Worten: "Die deutsche Presse wird nicht untätig zusehen, wie ihr zum Schaden der Allgemeinheit ihr ureigenster Tätigkeitsbezirk von fremden, ungeeigneteren Kräften verschandelt und entrissen wird!" Nachdem in einer Besprechung mit Reichspostminister Stingl und Staatssekretär Bredow Ende Februar 1925 Eindämmung und Regulierung der Reklame im Rundfunk versprochen worden war, wiederholten sich derart massive Angriffe auf die Funkwerbung nicht mehr; als Ärgernis blieb sie jedoch durch die Jahre im "Zeitungs-Verlag" virulent.

In den Jahren 1925/26 wurden zwei neue Aspekte thematisiert, die beide eine Veränderung des Ungleichgewichts im Verhältnis von Presse und Rundfunk andeuteten. Im Herbst 1925 (die Zahl der Rundfunkteilnehmer näherte sich der Millionengrenze) empfahl der Verlegerverband seinen Mitgliedern in einem Leitartikel, den kostenlosen Abdruck der Rundfunkprogramme einzustellen; das Radio habe sich so rapide ausgebreitet und die finanzielle Lage der "Rundfunkerwerbsgesellschaften" sei so gut, daß ihre Förderung durch unentgeltliche Programm-Reklame nicht länger zu vertreten sei; schließlich koste das den Verleger "Papier, Satz, Druck, mit einem Wort: Geld". Die Sendegesellschaften könnten ja ihre Programme als bezahlte Inserate aufgeben. Lediglich wenn mit dem Programmabdruck Inserate von Radio-Firmen gewonnen

werden könnten, sei ein Verzicht auf Bezahlung angängig. (Sollen die Rundfunkprogramme kostenlos veröffentlicht werden? ZV Nr. 37 vom 11.9.1925, Sp. 2457 ff.) Ein halbes Jahr später stellte sich die Frage: wer profitiert von wem? erstmals auch auf inhaltlicher Ebene in umgekehrter Richtung. Anscheinend lohnte die im weitesten Sinne publizistische Leistung des Rundfunks jetzt schon für die Zeitungsverleger die Frage, "ob ein Zeitungsunternehmen, das im Besitz einer Rundfunk(-empfangs- A.S.)genehmigung ist, den Stoff des Unterhaltungsrundfunks verwerten darf". Für nicht urheberrechtlich geschützte Stoffe wie "vermischte Nachrichten tatsächlichen Inhalts und Tagesneuigkeiten" bejahte Min. Rat Neugebauer vom Reichspostministerium diese Frage in seinem Aufsatz "Verwertung des Stoffs der Funkdienste" (ZV Nr. 16 vom 16.4.1926, Sp. 981 ff.)

II.

Die Positionen des Verlegerverbandes zum Rundfunk, gegründet vor allem im gemeinsamen Interesse der Zeitungsunternehmer an wirtschaftlicher Prosperität ihrer Objekte, dürften nur ein Faktor gewesen sein, der das Verhältnis von Zeitung und Rundfunk im konkreten Fall beeinflusste. Dazu vorweg zwei Thesen:

1. Der junge Rundfunk in Gestalt kommerziell orientierter Programmgesellschaften brauchte die Unterstützung der publizistischen Großmacht Presse, um seine anfangs geringe Eigenpublizität und damit auch die gebührend zahlende Teilnehmermenge schnell zu steigern. Zu vermuten ist also ein positives, werbendes Verhältnis des Rundfunks gegenüber der Presse mit dem Ziel öffentlichkeitswirksamer Unterstützung.
2. "Die Presse" und "der Rundfunk" sind nur auf allgemeiner Ebene taugliche Kategorien. Bei detaillierteren Fragestellungen sind die Verkoppelungen der einzelnen Zeitung mit politischen und sonstigen Gruppeninteressen, ihr Verbreitungsgrad und ihre spezifische Leserschichtenorientierung zu berücksichtigen - um nur einige Punkte zu nennen. Und auch beim Rundfunk ist zu differenzieren je nach Sendegesellschaft und ihrem regionalen Umfeld, nach Programmkonzeption und -organisation³⁾. Zu vermuten ist, daß Quantität und Tenor der Rundfunk-Kritik in der Presse vorwiegend von der generellen 'Linie' der einzelnen Zeitung und dem Grad ihrer Übereinstimmung mit den Absichten und erfahrbaren Angeboten des anderen Mediums geprägt sind und weniger bestimmt von einem generellen Medien-Gegensatz. Damit würden sich auch umstandslose Verallgemeinerungen der im folgenden für Frankfurt gewonnenen Aussagen verbieten.

3) Vgl. dazu die Profile der Sendegesellschaften und den empirisch fundierten Überblick zum Programmangebot bei S. Großmann-Vendrey, R. Schumacher, H.O. Halefeldt, D. Reese, A. Soppe: Auf der Suche nach sich selbst. Anfänge des Hörfunks in Deutschland - Oktober 1923 bis März 1925, in: ARD Jahrbuch 83, Hamburg 1983, S. 41-61.

Meine Auswertung von Programm und Presse in Frankfurt konzentriert sich auf zwei Komplexe. Zum einen wird danach gefragt, inwieweit sich das neue Medium Formen und Inhalte des älteren Mediums assimilierte, wobei auch der "personelle Medientransfer", die Wanderung von Mitarbeitern zwischen den Medien, zu berücksichtigen ist. Zum anderen wird gefragt nach Quantität und Themenschwerpunkten der Rundfunkberichterstattung in den Zeitungen, nach der Tendenz ihrer Medien- und Programmkritik und der Reaktion der Sendegesellschaft darauf.

Überprüft man das am 1. April 1924 einsetzende Programm der "Südwestdeutschen Rundfunkdienst AG" (SÜWRAG) darauf, ob Personen, Inhalte oder Formen aus dem Zeitungsbereich auftauchen, dann fallen schnell bekannte Namen aus der Presse auf. Den zweiten Vortrag im Sender hält, eine Woche nach Programmbeginn, Bernhard Diebold, Theaterkritiker der "Frankfurter Zeitung" (FZ); das linksliberale Blatt von Weltruf kann als Zeitung des aufgeklärten Großbürgertums und Trendsetter in der liberalen Intelligenz gelten. Wenige Wochen später spricht Werner Deubel im Rundfunk; er ist Feuilletonchef der alteingesessenen "Frankfurter Nachrichten" (FN), die der Deutschen Volkspartei (DVP) nahestanden und ihre Leser überwiegend im konservativen Kleinbürgertum fanden. Bald danach gastieren auch Mitarbeiter der mit rund 140 000 Exemplaren auflagenstärksten Zeitung, des "Frankfurter General-Anzeigers" (GA), im Senderaum; auch der Herausgeber des linkskatholischen Zentrumsblattes "Rhein-Mainische Volkszeitung", Friedrich Dessauer, hält einen Vortrag zu seinem Spezialgebiet "Kultur und Technik".

Schon diese sporadischen Auftritte angesehener Persönlichkeiten aus der Presse dürften das Ansehen des beginnenden Frankfurter Rundfunks gestärkt haben. Dies gilt umso mehr für die kontinuierliche Mitwirkung des intellektuell führenden Blattes bei der Programmgestaltung. Vom 1. Juni 1924 an (da hatte die SÜWRAG erst rund 10 000 zahlende Teilnehmer) gestaltete die "Frankfurter Zeitung" eigenverantwortlich sonntags und donnerstags eine Sendung mit dem Titel: "Stunde der Frankfurter Zeitung". In ihrer Ankündigung hieß es: "Führende Persönlichkeiten, Künstler, Dichter, Wissenschaftler, die Freunde unseres Blattes werden durch 'Die Stunde der Frankfurter Zeitung' unterhalten, belehren, bilden." (FZ Nr. 401 vom 30.5.1924) In der Regel enthielt diese Sendereihe, die bis in die dreißiger Jahre hinein nachweisbar ist, nichts anderes als gesprochenes Feuilleton, allerdings auf dem hohen Niveau der "Frankfurter Zeitung". Das bedeutete bei dem Ansehen und den Verbindungen dieses Blattes auch, daß bald Namen im Programm standen, die der Rundfunk aus eigener Kraft wohl kaum für eine Mitwirkung hätte gewinnen können. In der ersten Sendung etwa rezitierte Fritz von Unruh aus eigenen Werken, und wenig später, am 13. Juli 1924, trat Thomas Mann erstmals vor ein Rundfunkmikrophon und las aus seinem noch unveröffentlichten "Zauberberg". In dem weihervollen Nachbericht hieß es: "Thomas Mann fügte sich mit der Ruhe eines Weisen den von den Veranstalter mild vorgebrachten technischen Anordnungen; er mußte es auch über sich ergehen lassen, daß an diesem Sonntag eine ganz besonders hundstägliche Temperatur auf das Dach der Radiozelle drückte - ja, mit beherrschter Überlegenheit ließ er die einleitende Weise eines elektrischen Klaviers über sich ergehen: muntere Töne, die die Radioteilnehmer zur Aufmerksamkeit

auferwecken sollten. So in Technik eingebettet, sprach Thomas Mann." (FZ, Stadt-Blatt vom 16.7.1924)

Daß diese enge Zusammenarbeit zustande kam, hat sicherlich einen wesentlichen Grund in der Programmkonzeption der Frankfurter Programm-Verantwortlichen - Hans Flesch und auch Ernst Schoen sind hier zu nennen -, die mit ihrer Intention eines intellektuell anspruchsvollen, allem Modernen aufgeschlossenen Rundfunks als sozialem Bildungsmittel der "Frankfurter Zeitung" sicher näher standen als etwa den eher betulichen "Frankfurter Nachrichten". Die genauen Modalitäten und Beweggründe dieser Kooperation sind nicht nachprüfbar. Sicherlich haben beide Seiten in ihr auch ganz praktische Vorteile gesehen. Die SÜWRAG war der Sorge um einen Teil der Programmgestaltung enthoben, und das auf eine für sie selbst werbewirksame Weise; die "Frankfurter Zeitung" dürfte ebenso zumindest langfristig auf eine zusätzliche Werbung für sich gesetzt haben, von eventueller Zweithonorierung ihrer Feuilletontexte ganz zu schweigen. Für das generelle Bemühen des Frankfurter Rundfunks um eine Einbindung von Zeitungen oder einzelnen Redakteuren in die Programm-Mitarbeit dürften weiterhin rezeptionstaktische Gründe und auch direkt wirtschaftliche Erwägungen eine Rolle gespielt haben. Zumindest die Kasseler Zeitungen, denen im Herbst 1925 einige "Stunden der Casseler Presse" eingeräumt wurden, bekamen für diese regulären Programmbestandteile kein Honorar. Symbiotische Beziehungen zwischen Presse und Rundfunk waren damals im übrigen wohl nicht auf Frankfurt begrenzt: auch bei der Berliner "Funk-Stunde" beteiligte sich ein Zeitungsverlag an der Programmgestaltung; zumindest wird im Frühjahr 1924 des öfteren eine "Ullstein-Stunde" erwähnt 4).

Von der Medienkooperation und der Mitarbeiterwanderung zwischen den Medien komme ich jetzt zur Assimilation von Formen und Inhalten. Es war vorhin schon vom "gesprochenen Feuilleton" die Rede; weitere explizite Übernahmen von regelmäßigen Zeitungsbestandteilen oder strukturelle Angleichungen lassen sich nachweisen. Der "Nachrichtendienst" des Frankfurter Rundfunks etwa verstand sich nicht nur als Pendant zu den "neuesten Nachrichten" in der Presse, sondern wurde auch aus Material zusammengestellt, das die "Frankfurter Zeitung" und die süddeutsche Dependence der "Deutschen Allgemeinen Zeitung" lieferten, später ergänzt um den Dienst der Nachrichtenagentur Wolffs Telegraphisches Bureau; die aktuelle Wahlberichterstattung bestritt der Rundfunk mit Durchgabe der von den "Frankfurter Nachrichten" übermittelten Ergebnisse. Im Herbst 1924 wurde analog der Literatur-, Theater- und Filmkritik in den Zeitungen eine regelmäßige Sendereihe unter dem Titel "Die Besprechung" eingerichtet; bald folgte "Der Briefkasten" (da ist die Leserbriefspalte nicht weit), und der beliebte Zeitungsroman fand sein Pendant in der bald ebenso beliebten Lesung eines Romans in Fortsetzungen, konkret: "Soll und Haben" von Gustav Freytag. Nicht zu vergessen ist die Werbung, die sich nach anfänglichem Wildwuchs quer durch das Programm an festen Sendezeiten gleichsam als "Anzeigenteil" einpegelte.

4) Vgl. H.L. Walther: Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland im Spiegel der zeitgenössischen Tagespresse. Berliner Zeitungen 1923 bis 1926. Magisterarbeit F.U. Berlin 1979. S. 62.

Es zeigen sich also personelle wie form-inhaltliche Übergänge vom alten Medium Zeitung in das neue Medium Rundfunk, die bei konzeptioneller Übereinstimmung und Nutzen für beide Seiten bis zur programmverantwortlichen Beteiligung der Zeitung gingen. Als treibende Kraft kann dabei das neue Medium gelten, das sich das kulturelle Ansehen und die Erfahrungen des schon etablierten Mediums anzueignen suchte und gleichzeitig einer positiven Rundfunk-Rezeption in der Presse Vorschub leistete.

Im folgenden geht es um diese Aufnahme des Rundfunks in der Tagespresse. Ausgewertet wurden auf abgrenzbare rundfunkbezogene Texte im redaktionellen Teil fünf der insgesamt sieben in Frankfurt beheimateten Tageszeitungen, die übrigens alle als selbständige publizistische Einheiten gelten können. Der Untersuchungszeitraum wurde festgelegt auf die Spanne vom Oktober 1923 (Freigabe des Rundfunkempfangs für Private und Beginn des Programmtriebs in Berlin) bis zum zweijährigen Programmjubiläum der Frankfurter Sendegesellschaft Anfang April 1926, also noch vor Greifen der ersten Rundfunkreform. Bei den Zeitungen handelt es sich um die schon erwähnten "Frankfurter Nachrichten", die "Frankfurter Zeitung", den sich als unparteilich verstehenden "General-Anzeiger" und die "Volksstimme" der SPD (VS) sowie die "Arbeiter-Zeitung" der KPD (AZ). Die "Rhein-Mainische Volkszeitung" sowie die unbedeutende deutschnationale "Frankfurter Post" lagen nicht vor.

Die "Arbeiter-Zeitung" ist in mehrfacher Hinsicht ein Sonderfall; sie soll deshalb vorweg behandelt werden. Durch politische Unterdrückung behindert, konnte sie erst nach Aufhebung des KPD-Verbots von März 1924 an wieder erscheinen, anfangs wöchentlich, seit September 1924 werktäglich. Unabhängig davon war ihr Eingehen auf das neue Medium Rundfunk äußerst knapp, dafür um so grundsätzlicher. Zitat aus dem ersten Rundfunkartikel, erschienen ein halbes Jahr nach Programmbeginn der SÜWRAG: "Wiederholten, aus unseren Leserkreisen geäußerten Wünschen nachkommend, beginnen wir heute mit der Veröffentlichung des Frankfurter Rundfunkprogramms. Wir betonen aber ausdrücklich, daß die Veröffentlichung nur unter Vorbehalt erfolgt, da für uns durchaus keine Veranlassung besteht, vaterländischer beziehungsweise antibolschewistischer Propaganda ... Vorschub zu leisten. Alle unsere Genossen, die sich am Frankfurter Rundfunk beteiligen, mögen sich bewußt sein, daß im kapitalistischen Staat alle Fortschritte der Wissenschaft und Technik doch nur in den Dienst dieses kapitalistischen Staates gestellt werden." (AZ vom 15.10.1924) Die "Arbeiter-Zeitung" stellte den Programmabdruck denn auch bald wieder ein; ihre grundsätzlich ablehnende Haltung zum Rundfunk als gänzlich vom kapitalistischen Staat funktionalisiert erfuhr erst Anfang 1926 eine Wendung zum Kampf um den Rundfunk im Zusammenhang mit den Aktivitäten der Arbeiter-Radio-Klubs und im Gefolge einer generellen Kursänderung der KPD. Im gesamten Zeitraum bis April 1926 erschienen übrigens nur elf Artikel zum Rundfunk.

Die anderen Blätter sind in ihrer grundsätzlich positiven Haltung zum neuen Medium und in formaler Hinsicht eher vergleichbar. In der Regel beginnt die Beachtung des Rundfunks in diesen Zeitungen mit dem Einsetzen lokaler Aktivitäten wie der Gründung

der Frankfurter Sendegesellschaft und des mit ihr verbundenen Radio-Amateur-Klubs im Dezember 1923; lediglich die "Frankfurter Zeitung" vermerkt im Oktober 1923 die zentrale medienpolitische Entscheidung der Empfangsfreigabe für Private. Sie beachtet auch in der Folgezeit kontinuierlich die staatliche und internationale Rundfunkpolitik, während die anderen Organe sich fast ausschließlich auf lokal bzw. regional bedeutsame Rundfunkereignisse konzentrieren. Die mehrmals täglich erscheinende FZ bringt insgesamt rund 500 abgrenzbare rundfunkbezogene Texte; bei den anderen Blättern sind es 200 bis 250, also im Durchschnitt etwa jeden vierten Tag ein Artikel, wobei rund 60 Prozent aus Kurzbeiträgen unter 20 Zeilen bestehen.

Nicht eingerechnet ist dabei der kurze Abdruck des täglichen Frankfurter Programmangebots, der entweder mit Sendebeginn am 1. April 1924 oder kurz danach einsetzt und auch nach den Empfehlungen des Verlegerverbandes vom Herbst 1925 in gleicher Form fortgeführt wird. Der Programmabdruck war - zumindest in den ersten Monaten - eher ein Entgegenkommen an den Frankfurter Rundfunk und eine Förderung des Mediums insgesamt denn eine Service-Leistung für die Zeitungsleser, die nur zu einem geringen Teil auch schon Rundfunkhörer waren. Mitte 1924 gab es im Gebühreneinzugsgebiet des Frankfurter Senders mit fast 6 Millionen Einwohnern gerade 15 000 zahlende Teilnehmer; zur gleichen Zeit wurden allein in Frankfurt bei 450 000 Einwohnern täglich rund 200 000 Zeitungsexemplare vertrieben.

Die synoptische Lektüre der rundfunkbezogenen Texte in den einzelnen Blättern läßt erkennen, daß die Frankfurter Rundfunkgesellschaft ihre Aufnahme in die Berichterstattung der Presse durchaus aktiv förderte. Praktisch vom ersten Tag ihres Bestehens an (7. Dezember 1923) versorgte sie die Presse mit Mitteilungen über den Fortgang der technischen Einrichtung und die schon erzielten Reichweiten, lud Journalisten zu Vorträgen und Pressevorführungen ein und schuf so Voraussetzungen für eingehende und freundliche Beachtung in der Presse. Eine Mittler-Rolle bei der Pressearbeit spielte die sofort gegründete, eigene Programm-Zeitschrift "Radio-Umschau", die anscheinend auch gesonderte Texte für die Presse herausgab und in der Folgezeit dafür sorgte, daß in den Zeitungen auf Programm-Neuerungen und herausragende Sendungen im redaktionellen Teil hingewiesen wurde, manchmal begleitet von zusätzlichen Anzeigen etwa für die Übertragung des Hindenburg-Besuchs im Herbst 1925 oder die Uraufführung einer Hindemith-Komposition im Februar 1926. Mehr oder weniger häufig veröffentlichten die Zeitungen auch die vielen Hinweise auf aktuelle Programmänderungen. Da das Frankfurter Abendprogramm fast ausschließlich mit Ensemble-Mitgliedern der Städtischen Bühnen produziert wurde, verursachten plötzliche Umstellungen im Opern- oder Theaterspielplan auch Veränderungen gegenüber der in den Programmzeitschriften vorab angekündigten Sendefolge.

In den Zeitungen geäußerte Kritik am Programmgebaren wurde von den Verantwortlichen wohl recht ernst genommen und öfter auch im gleichen Medium beantwortet. Als etwa die "Frankfurter Zeitung" (Nr. 242 vom 30.3.1924) kurz vor Beginn des Sendebetriebs die Vermutung äußerte, für den Nachrichtendienst des Rundfunks solle nur das Material einer einzigen Zeitung verwendet werden,

was politische Einseitigkeit bedeuten müsse (man erinnere sich an die im "Zeitungs-Verlag" nachgedruckten Argumente des "Berliner Tageblatts") schrieb die SÜWRAG beschwichtigend: "Es ist unrichtig, daß jemals die Absicht bestanden habe, den Nachrichtendienst eines einzelnen Blattes für den Rundfunksender zu benutzen. Wir betonen ausdrücklich, daß wir der Ansicht sind, daß der Nachrichtendienst durch den Rundfunksender in keiner Weise parteipolitisch gefärbt werden darf." (FZ Nr. 251 vom 2.4.1924) In gleicher Weise antwortete die SÜWRAG mehrfach auf Vorwürfe in der "Volksstimme", sie wahre die Neutralität nicht, und auch in eine Leserbriefdebatte über das Für und Wider der Reklame im Rundfunk griff man erläuternd ein; wohl nicht zufällig fand diese Auseinandersetzung um die Rundfunkwerbung nur im anzeigen-trächtigen "General-Anzeiger" statt.

Damit sind nur einige Beispiele kritischer Rezeption des Rundfunks in der Tagespresse benannt. Insgesamt machten programmbezogene und medienkritische Beiträge etwa 10 bis 20 Prozent der Gesamtzahl rundfunkbezogener Zeitungstexte aus. Für alle ausführlicher behandelten Zeitungen gilt, daß sie dem neuen Medium Rundfunk als Bildungs- und Unterhaltungsmittel grundsätzlich positiv gegenüberstanden und es auch begrüßten, daß die Frankfurter Verantwortlichen ein anspruchsvolles Programm-Niveau anstrebten und durchsetzten. Sie stützten damit deren Programmkonzeption gegen häufig geäußerte Hörerwünsche nach mehr entspannenden und leicht konsumierbaren Sendungen. Ebenso kann festgestellt werden, daß die Zeitungen sich nicht vom Rundfunk bedroht fühlten. Das Problem genereller Medienkonkurrenz spielte keine Rolle. Wurde es thematisiert wie einmal in der "Frankfurter Zeitung" (Nr. 790 vom 24.10.1923), lief der Befund nahezu selbstverständlich nicht auf Konkurrenz der beiden Medien hinaus, sondern auf gegenseitige Ergänzung, ja Bestärkung, also das, was wir heute "Komplementärhypothese" nennen würden. Und schließlich - dies als dritte Gemeinsamkeit der Zeitungen - stand bei ihnen, wie auch bei den Programmverantwortlichen, das Diktum parteipolitischer Neutralität des Rundfunks außer Frage.

Darüber hinaus gibt es jedoch im Medienverständnis und in der medienpolitischen Tendenz bei den einzelnen Zeitungen interessante Unterschiede. Die FZ argumentiert marktwirtschaftlich vom Standpunkt des freien Unternehmertums und des freien Bürgers gegen staatliche Reglementierung. In möglichst schneller Ausbreitung des Radiowesens sieht sie die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Aufschwungs durch Aufleben der Funkindustrie und eines kulturellen Aufschwungs durch massenhafte Beschäftigung mit Technik und Kultur in der Radio-Amateur-Bewegung. Entsprechend heftig und häufig kritisiert sie die Postbehörden als Verwalterinnen des staatlichen Funkmonopols, die durch Geheimnis-krämerei und unnötig einengende Bestimmungen diesen wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt verzögerten. Daß die Amateurbewegung und damit die eher technische Komponente einen in der FZ so breiten Raum einnimmt, erklärt sich auch aus den aufklärerischen und fortschrittsoptimistischen Auffassungen des vorrangig über Rundfunk schreibenden Redakteurs Erich Laßwitz. Er war verantwortlich für die technische Beilage der FZ und verfaßte später selbst ein Büchlein: "Rundfunk - kein Geheimnis mehr" (Frankfurt/M. 1933; Mitautor: Josef Hausen). Die SÜWRAG und ihr

Programmangebot geben der FZ kaum Anlaß zu kritischen Bemerkungen, im Gegenteil. Mehrfach können sich die Programmverantwortlichen gegen Angriffe auf anspruchsvolle Programme auch mit positiven Kritiken aus der FZ verteidigen. In diesen Kritiken wird - vor allem bei der Besprechung eher publizistischer Programmereignisse wie der Übertragung des Hindenburg-Besuches in Frankfurt - ein Plädoyer für die Integrationsfunktion des Rundfunks sichtbar.

Im Unterschied zur FZ stehen die "Frankfurter Nachrichten" in Fragen staatlicher Aufsicht und Reglementierung ganz auf Behörden-seite. Sie konzentrieren sich allerdings in ihrer Rundfunkberichterstattung auf die Entwicklung des heimatlichen Senders und seines Programmangebots, die schnell in einen lokalpatriotisch-vaterländischen Diskurs eingemeindet werden. Die allseits akzeptierte Forderung nach Neutralität des Rundfunks in politischen Fragen wird von den "Frankfurter Nachrichten" ausgebaut zum Verlangen nach genereller Meinungslosigkeit des Programms, auch im Bereich kultureller Themen: "...unter keinen Umständen darf der Rundfunk Vermittler von Ansichten und Äußerungen sein, die geeignet sind, unter den Teilnehmern irgendwelche Mißstimmung hervorzurufen. Es ist natürlich nicht möglich, an Künstlern von Ruf vorüberzugehen, doch muß gefordert werden, daß sich diese in ihren Darbietungen absolute Zurückhaltung auferlegen, um jeden Anstoß zu vermeiden." (FN vom 29.6.1924). Der Anlaß dieser Kritik zeigt die Tendenz der geforderten "absoluten Zurückhaltung": Der Kabarettist Hans Reimann hatte den "Goenig August" von Sachsen leicht persifliert und der expressionistische Dramatiker Paul Kornfeld Kritik am sentimental-kitschigen Werk von Waldemar Bonsels geübt. Auch in der Folgezeit, in der sich solche Invektiven nicht wiederholten, ist bei den "Frankfurter Nachrichten" eine Betonung der problemverdrängenden, eskapistischen Funktion des Rundfunks zu beobachten.

So wie der "General-Anzeiger" bei vielen Themen enge und damit potentielle Lesergruppen ausschließende Positionsfestlegungen zu vermeiden suchte, ist auch seine Haltung zum Rundfunk eher schillernd, vor allem in den ersten Monaten, als dessen Perspektiven noch nicht abzusehen waren. Einerseits wird das neue Medium begrüßt, andererseits das Radio aber auch mehr oder weniger deutlich den begüterten Schichten zugeordnet, teilweise sogar als angeberisches Spielzeug der Neureichen, der "Raffkes", charakterisiert, die das Fehlen echter Bildung und Kultur damit zu kaschieren suchten. Durchgängig ist eine leicht kulturkritische Wertung des Rundfunks festzustellen, die vor seiner Funktionalisierung als Ersatz wirklichen Kunstgenusses und zwischenmenschlicher Kommunikation warnt und skeptisch stimmt gegenüber euphorischen Wirkungserwartungen. Diese eher überlegen-abwartende Haltung zeigt sich auch im Gestus der recht wenigen Programmbesprechungen, die zumeist in eher launig-unterhaltende Form gefaßt sind.

Der sozialdemokratischen "Volksstimme" gilt das neue Medium von Anfang an als Volksbildungsmittel von ungeheurer sozialer Wirkmächtigkeit. In einem Grundsatzartikel räumt das Blatt zwar ein, daß im Rundfunkprogramm sicherlich bürgerliche Anschauungen

prägend seien, zählt dann jedoch die vielen Informationen und Bereiche auf, mit denen die Volksmassen jetzt erstmals durch Rundfunk in Berührung kommen würden, und folgert: "So wird der Rundfunk Bedürfnisse auch bei den bisher Stumpfen wecken! So muß er auch viele von denen, die bisher abseits von dem vielgestaltigen Strom unseres geistigen Lebens verharren, in diesen hineinziehen, und die gesteigerte Geistigkeit wird neue Bedürfnisse und Begehrlichkeiten wecken, welche die Massen der wirtschaftlich schlecht Gestellten die Enge und Ärmlichkeit ihres Lebens stärker empfinden läßt! Wie jede neue Kulturtat muß der Rundfunk neue Massen an einer Umgestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse interessieren, die dann sehr bald erkennen werden, daß es ohne den Sozialismus keinen Ausweg aus der Dürftigkeit gibt." (VS vom 1.11.1924)

Dieser ungebrochene Glaube an das Positive jedes technischen Fortschritts und an die alte Parole "Wissen ist Macht" verliert sich etwas, als mit der Gründung des Frankfurter Arbeiter-Radio-Klubs im Frühjahr 1925 intensivere Beschäftigung mit dem Programm und präzisere Formulierung der Interessen proletarischer Rundfunkhörer einsetzen. Kritisiert werden militaristische und nationalistische Tendenzen im Musik- und Wortprogramm, die häufigen religiösen Morgenfeiern und die Übergabe von Programmverantwortung an eindeutig interessengebundene Organisationen wie die Industrie- und Handelskammer, die Nachrichtensendungen und Vorträge im Frankfurter Programm veranstalten durfte. Dabei wird allmählich auch die Brüchigkeit des Neutralitätspostulats erkannt. Die Stoßrichtung der Kritik verschiebt sich vom Beharren auf Ausschluß parteilicher Darstellungen - welche Darstellung wäre nicht parteilich - hin zur Forderung nach Binnenpluralismus, dem Zu-Wort-kommen auch der eigenen Anschauungen im Programm. Große Hoffnung setzt man dabei auf eine Beteiligung in den schon ab Mitte 1925 avisierten Kulturbeiräten.

Ich möchte es bei diesen vorläufigen und noch recht deskriptiven Bemerkungen zur Medienkritik und verallgemeinernden Programmkritik in den Frankfurter Tageszeitungen bewenden lassen; statt eines Resümees seien die Überschriften zentraler Rundfunk-Artikel zitiert. Die "Volksstimme" spricht vom "Radio als Volksbesitz" (5.7.1924); der "General-Anzeiger" vermerkt den "Radio-Rummel" (31.12.1923); die "Frankfurter Nachrichten" titeln "Deutscher Rundfunk" (1.3.1924) und die "Frankfurter Zeitung" wählt die Überschrift "Radio-Dämmerung" (24.10.1923). Die anfangs behandelte "Arbeiter-Zeitung" schließlich spricht vom "Rundfunk als Werkzeug der politischen Reaktion" (13.11.1924).

Zum Abschluß noch ein Blick auf die Entwicklung der Programmkritik im engeren Sinne, also die Beachtung und Beurteilung einzelner Sendungen in den Zeitungen. In den ersten Monaten, als das Medium noch "ganz frisch" war und insgesamt noch Neuigkeitswert besaß, war ein zusammenfassendes Eingehen auf mehrere Sendungen üblich, unter Umständen eingebettet in allgemeine Rundfunkbeurichterstattung. Ein Beispiel aus der "Frankfurter Zeitung" vom Mai 1924:

"Das Frankfurter Sonntagsprogramm.

Die großen und kleinen Kinder, die gestern nachmittag dem Märchenonkel zugehört haben, werden sich gewiß über die lustige Geschichte, die er ihnen erzählte, gefreut haben, vorausgesetzt, daß sie alles verstanden haben. Denn leider sprach der Erzähler ziemlich schnell, und der Sender ließ eine Weile lang stark nach. Die zugegebenen Anekdoten dagegen waren recht wenig für Kinder geeignet.

Das Abendprogramm war von hervorragender Güte. Wir haben sowohl Herrn Permann wie Herrn Gläser kaum je so hinreißend und schön singen hören wie gestern vor dem Mikrophon. Auch die verstärkte Funkkapelle half dazu, diesen Verdi-Abend zu einem sehr genußreichen zu machen." (FZ, Nr. 374 vom 20.5.1924)

Nach den ersten Monaten reduzierte sich diese relativ beliebige Art der Programmkritik wie die Menge der Rundfunkartikel insgesamt; besprochen wurden jetzt herausragende Programmereignisse, etwa der Hörspielversuch von Hans Flesch, "Zauberei auf dem Sender", oder die erste Fußballübertragung. Es scheint, als wenn auch hier die Pressekritik durch besondere Hinweise der Sendegesellschaft angeregt wurde. Von Herbst 1925 an organisierte die SÜWRAG regelrecht Programmkritik durch Einladung an die Zeitungen, doch der Produktion herausragender Sendungen wie etwa der Aufführung von Klassikern der Dramenliteratur oder moderner Musik im Aufnahmerraum beizuwohnen. Es entstanden daraus Kritiken, die nicht die Sendungen, sondern die Produktion der Sendungen wie eine Theater- oder Konzertaufführung besprachen und so diesen eingebürgerten Kritiksparten verhaftet blieben. Insgesamt ist die Programmkritik auch Anfang 1926 noch kein regelmäßiger und eigenständiger Bestandteil der Zeitungen.

Nun ist bisher von denen, die das Programm gestalteten, und denen, die es kritisierten, also den Mitarbeitern in den Funkanstalten und den Redakteuren und Journalisten in der Presse nur recht wenig die Rede gewesen. Die anschließend zitierte Passage stammt aus einer Rede, die der Direktor der staatlichen Pressestelle Hamburg, Alexander Zinn, am 1. Mai 1924, dem Vorabend der Eröffnung des Hamburger Rundfunks, vor dem Mikrophon hielt und die auszugsweise auch in der "Frankfurter Zeitung" wiedergegeben wurde. Thema: das Verhältnis der Zeitung zum Rundfunk. Nachdem Zinn die Komplementärthese vertreten und den Zeitungen als wichtige neue Aufgabe die Kritik der Rundfunkprogramme ans Herz gelegt hatte, kam er auf die soziale Verantwortung und die Gemeinsamkeiten der Journalisten in beiden Medien zu sprechen. Obwohl etwas pathetisch-umständlich formuliert, haben seine Worte angesichts der Diskussionen um eine Mediengewerkschaft durchaus aktuellen Klang: "Mögen die Journalisten des neuen Typs der gesprochenen Zeitung das eine nie vergessen: das Wesen des Journalismus ist Einwirkung auf die öffentliche Meinungsbildung, sein Rüstzeug Wissen, seine sittliche Basis Verantwortungsgefühl der Gesamtheit gegenüber ... Mit dieser Mahnung grüßen wir Journalisten, die durch das Auge wirken, die Journalisten, deren Gedanken jene geheimnisvollen Wellen Klang verleihen, für die es im Irdischen keine Grenze zu geben scheint. Wir gehören zu ihnen, wie sie zu uns, denn nicht die Technik, mit der die Einwirkung

ausgeübt wird, sondern der Sinn dieser Wirkung selbst ist das Entscheidende. Und dieser Sinn wird für den Journalisten immer sein: Die Arbeit für eine Höherentwicklung der Menschheit, die Freiheit und Frieden bringt." (FZ Nr. 333 vom 4.5.1924)

Andrea Brunnen-Wagenführ:
DIE ROLLE DER FACHKORRESPONDENZEN

Fachkorrespondenzen für Hörfunk und Fernsehen, also Rundfunk-Fachkorrespondenzen, sind eine Besonderheit, die es in dieser Form nur in der Bundesrepublik Deutschland gibt. Möglicherweise hat ihre Existenz und die Tatsache, daß sie auch die Rundfunkentwicklung im Ausland mit berücksichtigen, zumindest in den deutschsprachigen Nachbarländern eigene Publikationen dieser Art verhindert. Vielleicht hatte aber auch kein anderes Land auf der Welt solche Vermittler wie die Fachkorrespondenzen nötig.

Daß gerade in der Bundesrepublik Deutschland diese Fachdienste nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurden (wieder gegründet, müßte es genauer heißen, es gab sie schon früher) 1) und daß sie eine - in verschiedenen Jahren sogar außerordentliche - Bedeutung für die Rundfunkentwicklung erlangten, ist in der spezifisch deutschen Rundfunkgeschichte begründet.

Ein kurzer Rekurs auf die Situation nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg: Der Mißbrauch des Instrumentes Rundfunk als Propaganda- und Durchhaltemaschine eines diktatorischen Regimes war noch unvergessen, ein Hunger nach unzensurierter Information vorhanden. Die neuen, von den alliierten Besatzungsmächten in den Westzonen Deutschlands eingerichteten öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, dezentralisiert und nach Übergabe in deutsche Hände gesellschaftlich kontrolliert - das war etwas Neues, etwas bisher Unerhörtes, da wuchs ein Medium heran, das nicht Instrument der Mächtigen und des Staates war, sondern das auch

1) Zwischen 1923 und 1945 gab es bereits Fachkorrespondenzen für Rundfunk, von denen die bedeutendste und vielseitigste der "Funk-Express" von Werner Menzel war. Menzel, aus der bekannten Fachzeitschrift "Funk" (Weidmann'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin) kommend, behandelte fachkundig, zuverlässig, sachlich und stets gut informiert alle Gebiete des Rundfunks (bis 1945). Außerdem erschienen zwei Korrespondenzen unter Leitung von Herbert Rosen und Priwin, die beide aufgrund der NS-Rassengesetzgebung ihren Dienst ins Ausland verlagern mußten (alle genannten erschienen in Berlin). In deutscher Sprache erschienen (in Genf) auch die "Mitteilungen der UIR". Während der NS-Herrschaft erschien die "Nationalsozialistische Rundfunkkorrespondenz (Eher-Verlag, Berlin), Chefredakteur Heinz Franke. Die "RRG-Mitteilungen", zusammengestellt vom Pressechef der RRG, die Programm-vorschauen und internationale Rundfunkfragen berücksichtigten und Sprachrohr der einzelnen Sender waren, faßten die wichtigsten Meldungen aus den Pressediensten der einzelnen Rundfunkgesellschaften zusammen und hatten offiziellen Charakter. (Quelle: Dr. K. Wagenführ) Weitere Angaben sind zu finden in: Sperling, Zeitschriften- und Zeitungsadressbuch.

kritisch fragte, kritisch urteilte. Papier war noch knapp, Zeitungen dünn, und über Rundfunk stand nur selten etwas darin. Aber die Menschen wollten nachholen, was ihnen lange Jahre hindurch vorenthalten worden war: aktuelle Information von innerhalb und außerhalb der Landesgrenzen, Literatur, Theater, Dichtung und Musik der zwölf Jahre lang verbotenen Künstler. Der Rundfunk spielte dabei eine zentrale Rolle, er hatte eine Funktion zur Orientierung, zur Wissenserweiterung und zur Einübung in demokratische Formen des Miteinander-Umgehens, wie er sie kaum jemals wieder erreicht hat.

Jede der vier Siegermächte installierte in ihrer Besatzungszone jene Art von Rundfunkorganisation, die ihr am ehesten Gewähr dafür zu bieten schien, daß der Rundfunk nie wieder ein Instrument nationalsozialistischer Propaganda werden würde. All diese Rundfunkanstalten hatten einen Neuaufbau zu verwirklichen, aber kaum eine wußte etwas von der anderen. Zwar war 1950 die ARD, die Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten in der Bundesrepublik Deutschland, gegründet worden. Aber es waren zunächst nur die Intendanten, die sich dort trafen. Und - ich möchte es einmal überspitzt sagen: Sie trafen sich in erster Linie wohl, um Gemeinsames zu planen, aber sehr oft wurde dabei auch Gemeinsames verhindert. Die Befürchtung, größere Zentralisierung könne den Rundfunk wieder in die unheilvolle Rolle führen, die er im "Dritten Reich" spielte, mag dabei Pate gestanden haben. In den entscheidenden Fragen, wie sich die einzelnen Sender gegenüber Forderungen aus Gesellschaft und Politik verhalten sollten, nahmen die Intendanten sehr oft unterschiedliche Positionen ein. Und: Sie verschanzten und verbarrikadierten sich auch nur zu oft gegenüber der Öffentlichkeit, auch gegenüber der Presse.

In diesen leeren Raum stießen die Rundfunk-Fachkorrespondenzen. Sie trafen auf eine Erwartungshaltung. Und auch geschäftlich konnten sie sich ein Interesse ausrechnen. Manfred Jenke, Hörfunkdirektor beim WDR, hat es in der "Funk-Korrespondenz" (14/1974) so formuliert: "Weil die Rundfunkanstalten schon in den ersten Nachkriegsjahren die Chance verpaßt haben, ein wirklich unabhängiges Diskussionsforum zu schaffen, mußten Andere, Ausenstehende diese Lücke füllen." Ich möchte das so ergänzen: Die Rundfunk-Fachkorrespondenzen haben, besonders in den ersten Jahren der deutschen Nachkriegs-Rundfunkentwicklung und bis heute, eine Aufgabe allein erfüllt, die die Rundfunkanstalten einzeln oder gemeinsam gar nicht übernehmen wollten. Sie informieren über den gesamten deutschen Rundfunk. Sie beobachten die ausländische Rundfunkentwicklung und berichten darüber, so weit sie für uns hier beispielhaft oder wesentlich ist. Die Fachkorrespondenzen haben das Wissen und die aktuelle Kenntnis über Rundfunk (und mit Rundfunk ist hier immer Hörfunk und Fernsehen gemeint) überhaupt erst vermittelt. Vielleicht wären die Fachkorrespondenzen nicht entstanden, hätte es nicht den öffentlich-rechtlichen Rundfunk gegeben. Aber andererseits: Ohne die Fachkorrespondenzen wäre der öffentlich-rechtliche Rundfunk schon früh sehr gefährdet gewesen. Denn politische und kommerzielle Begehrlichkeit hat es immer gegeben.

Die Rolle der Fachkorrespondenzen war in vier Phasen der Entwicklung ganz unterschiedlich.

1. Phase: Zwischen Januar 1949 und Dezember 1953. Die Korrespondenzen als fast ausschließliche Träger der Information aus dem Rundfunk und über den Rundfunk in erster Linie für die im Rundfunk Verantwortung Tragenden, also Intendanten, Direktoren, Aufsichtsgremien.

2. Phase: Von 1953 bis zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts 1961, das dem kommerziellen Bundesfernsehen Konrad Adenauers den Todesstoß versetzte. In diesen Jahren mischten die Fachkorrespondenzen sehr heftig in der Rundfunkpolitik mit. Die politischen Parteien, die evangelische und die katholische Kirche, die Wirtschaft und die Zeitungsverleger, die Ministerpräsidenten der Bundesländer, der Bund (Bundesinnenministerium, Bundespost, Bundeskanzleramt und der Bundeskanzler) und die Parlamente waren mit Rundfunkproblemen unter dem Stichwort "Rundfunkneuordnung" befaßt. Oder besser gesagt: Sie waren damals schon heillos zerstritten über die Frage, wie der Rundfunk und das kommende Fernsehen letztlich organisiert sein sollten, öffentlich-rechtlich oder kommerziell, dem Bund oder den Ländern untertan. Eine große Zeit für die Fachkorrespondenzen!

3. Phase: Fachkorrespondenzen als Forum der Diskussion (nach Jenke). Diese Phase bereitete sich in den fünfziger und sechziger Jahren zwar schon vor. Aber in dieser Zeit fand das Gespräch fast nur ganz oben in der Hierarchie statt, unter Intendanten, Ministern, Staatssekretären, Bischöfen, Verbandspräsidenten, Industriebossen.

Das breite Forum der Diskussion, von dem Manfred Jenke spricht, öffnete sich jedoch erst nach 1968/69 im Gefolge der Studentenunruhen. Schon Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre kann man erkennen, wie zwischen Redakteuren in den Rundfunkanstalten und Redakteuren in den Fachkorrespondenzen "korrespondiert" wird. Im Zuge der "neuen Aufklärung", wie man heute sagt, waren solche junge Leute in die Rundfunkanstalten gekommen, die auch dort den "jahrhundertealten Muff unter den Talaren" (wie an den Universitäten) vermuteten und ihn auslüften wollten. Sie versuchten, die Mitbestimmung der Redakteure in der Rundfunkhierarchie einzuführen oder zu verbessern. Sie erfanden den Begriff der "inneren Rundfunkfreiheit". Sie brachten neue Ideen in die Programme, um bestimmte Gruppen der Gesellschaft draußen stärker anzusprechen, als dies bisher geschehen war. Ein Dialog entstand, bei dem manche Korrespondenzen gelegentlich die Rolle des Verstärkers einnahmen, ein Dialog, der zeitweise zu schrillum Stimmengewirr wurde.

Man wird diesem Jahrzehnt keineswegs dadurch gerecht, daß man einfach sagt: Es war die Zeit, in der die Rundfunkanstalten links unterwandert wurden. Sehr engagiert und vor allem um Klärung und Analyse bemüht, haben sich die Journalisten, auch in den Fachkorrespondenzen, in jener Zeit in die beginnende und ihrem Höhepunkt zusteuernde Diskussion um "Ausgewogenheit" eingeschaltet und sich immer wieder angestrengt, überzogene Forderungen aus dem politischen Raum an den Rundfunk auch als solche zu kennzeichnen. Da blieb es natürlich nicht aus, daß sie, indem sie Stellung nahmen für bestimmte Programme, für gewisse Autoren oder Redaktionen, gelegentlich in Konflikt mit den oberen Hierarchien

des Rundfunks gerieten. Fachkorrespondenzen öffneten sich den "Betroffenen", das Forum des Gesprächs wurde viel weiter und breiter, als es bisher gewesen war. Dabei entstand ein Einverständnis darüber, wie der Rundfunk als freie Stimme in eine freie Gesellschaft auszusehen und sich zu verhalten habe. Und es war nicht selbstverständlich, daß Intendanten sich in diesen Chor einreihen, wie es beispielhaft Klaus von Bismarck vom Westdeutschen Rundfunk tat (von dem man das erwarten konnte), vor allem aber auch Christian Wallenreiter, Intendant des Bayerischen Rundfunks. Das war deshalb nicht selbstverständlich, weil damals bestimmte Medienpolitiker der Parteien als Gegner erkannt wurden, Gegner jenes öffentlich-rechtlich verfaßten Rundfunks, der Stimme nicht nur der Mächtigen in der Gesellschaft, sondern auch jener Schwachen sein wollte, die keine eigene Lobby haben. Die Rolle der Fachkorrespondenzen in diesen Jahren, in denen ja durch die Sendung von "Holocaust" durch den WDR auch noch eine Periode der öffentlichen Aufarbeitung nationalsozialistischer Verbrechen eingeleitet wurde, sollte unbedingt einmal gründlich, wissenschaftlich und damit also fair und sachlich untersucht werden 2).

4. Phase: Es folgt in der Bedeutung der Rundfunkfachkorrespondenzen die Periode, in der wir uns bis heute befinden und die etwa die Jahre von 1979 an umfaßt. Sie wird markiert von dem wieder auflebenden Bestreben wirtschaftlicher und politischer Kreise, einen kommerziellen Rundfunk in der Bundesrepublik Deutschland zu installieren. Dieses Bestreben wurde und wird bis heute von starkem publizistischem Getöse begleitet, das jetzt allerdings nicht mehr in den alten Rundfunkfachkorrespondenzen stattfindet und auch nicht mehr im Dialog mit dem Rundfunk, sondern es spielt sich vor allem in den Tages- und Wochenzeitungen und -zeitschriften ab.

Die Fachkorrespondenzen, über die ich hier spreche, haben sich in den aufgeregten siebziger Jahren, wie auch schon davor, für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk eingesetzt. Daß sie seine Schwächen und Mängel kritisierten und Fehlleistungen ungerührt offen legten, gehört zu ihrer Auffassung von Kritik. Dieser Kritik geht es nicht darum, den Gegenstand sturmreif zu schießen, um ihn zu vernichten, sondern darum, Kräfte der Regeneration zu wecken. Das allein macht sie, so scheint es mir, für jene Kreise, die den öffentlich-rechtlichen Rundfunk am liebsten abschaffen wollen, schon links- oder sonstwie verdächtig. Die Gründung einiger neuer Korrespondenzen nach 1975, die ganz offensichtlich ins Leben gerufen wurden, um diesen Kreisen eine Stimme zu leihen und die heute in dieser Richtung eine manchmal unheimliche Verstärkerfunktion ausüben, läßt darauf schließen. Klar, daß diese neuen Dienste auch in den Rundfunkanstalten aufmerksam gelesen werden; sie bringen Meinungen, die so dezidiert in den traditionellen Korrespondenzen nicht zu finden sind, aber Strömungen in der Gesellschaft repräsentieren.

2) Viele Hinweise dazu in der Leser-Umfrage der "Funk-Korrespondenz" 1973/74, die Antworten der Bezieher wurden in der FK bis 1975 laufend veröffentlicht.

Wie in den fünfziger Jahren haben sich heute zwei Gruppen gebildet: für und gegen kommerziellen Rundfunk. Wieder aufgebrochen mit neuer Kraft sind die Differenzen und Machtkämpfe zwischen Bund und Ländern, zwischen Post und Rundfunk, zwischen Zeitungen und Fernsehen. Es geht nicht mehr nur um den "alten" öffentlich-rechtlichen Rundfunk; um den geht es natürlich auch, weil er bundesweit bisher noch am breitesten wirken kann. Jetzt geht es vor allem um Einfluß auf die neuen Medien. Und wieder um die alte Frage: Freie Meinungen und freie Berichterstattung oder nicht? Und: Ist der Rundfunk ein Instrument der ganzen Gesellschaft, oder soll er Gruppen überlassen werden?

Der Standpunkt der alten Rundfunkfachkorrespondenzen ist sicher auf der Seite der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten. Aber natürlich müssen sie ihre Leser darüber unterrichten, was auf dem Gebiet der sogenannten neuen Medien vor sich geht. Das tun sie. Und sie gewinnen aus diesen Bereichen auch neue Abonnenten und Interessenten hinzu.

Zu Beginn dieser Arbeit hatte ich mir überlegt, daß es interessant sein könnte, die Kollegen von den anderen Korrespondenzen ein wenig auszufragen. Nicht nach Erscheinungsweise, Auflage oder Bezugspreisen; das kann man nachlesen, kürzlich hat sie das "Medien-Bulletin" veröffentlicht (6/83). Ich wollte von den Herausgebern, Chefredakteuren oder Redakteuren der Fachkorrespondenzen folgendes wissen: Wie beurteilen Sie die Wirkung der Rundfunkfachkorrespondenzen? Wie ist Wirkung von Ihnen erlebt worden? Haben Sie Beispiele dafür, daß etwas bewirkt wurde? Auf welche Art ist von Ihnen Wirkung erzeugt worden? Was wollten Sie erreichen und was haben Sie erreicht? Kurz, ich wollte etwas über die Rolle und Bedeutung der Fachkorrespondenzen von denen erfahren, die sie machen oder machten. Es gibt über hundert Fachkorrespondenzen oder Publikationen, die sich mit Medien im weitesten Sinne befassen - wenn man den Rahmen von der Elektrotechnik bis zur Filmästhetik zieht. Ich habe 37 angeschrieben, die im engeren Sinne mit Hörfunk und Fernsehen zu tun haben, und bis auf wenige haben alle geantwortet. Von den wichtigsten Diensten habe ich mehrere Redakteure angesprochen, die im Laufe der Jahre dort gearbeitet haben. Trotzdem bitte ich Sie, keine wissenschaftliche Aufarbeitung dieses Materials von mir zu erwarten. Ich werde es in seinen Ergebnissen leider auch nicht vollständig referieren können.

Das ergab sich einerseits daraus, daß ich unter den Korrespondenzen eine Auswahl treffen mußte. In meinem Netz blieben schließlich nur die alten, frühgegründeten Fachdienste hängen. Andererseits daraus, daß wesentliche Antworten von wichtigen Leuten oft nicht gegeben wurden. Außerdem geriet ich in ein Dilemma, das mir der Titel dieses Vortrags beschert hat: Kann die Rolle der Fachkorrespondenzen überhaupt von denen beschrieben werden, die sie machten oder verantworteten? Eigentlich hätte man im Rundfunk danach fragen müssen. Ich kann deshalb nur aus subjektiver Erfahrung und - nach meinem Vermögen - aus objektiver Beobachtung darüber urteilen. Ich bin Partei, und zwar auf der Seite der Korrespondenzen, auf der Seite der Kritik, aber (wenn man das schon so bezeichnen will) an der Seite des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und nicht gegen ihn.

Meine Umfrage unter den Kollegen der Fachdienste ergab im wesentlichen ganz kurz zusammengefaßt: Sie wollten mit ihrer Arbeit etwas bewirken; es ist ihnen immer wieder gelungen, das Gespräch mit dem Rundfunk und über den Rundfunk zum Nutzen des Rundfunks in Gang zu bringen und gelegentlich zu beeinflussen. Nur wenige konnten direkt ablesbare Erfolge nennen. Ich könnte es für die "Fernseh-Informationen" (z.B. Transparenz der Finanzen und der Gremienarbeit betreffend), aber es würde hier den Rahmen sprengen. Wer an die Frage der Wirkung und Bedeutung der Fachkorrespondenzen wissenschaftlich herangeht, sollte nicht versäumen, die Zeitschriften zu einzelnen Beiträgen genau zu lesen, die die Korrespondenzen bekommen und abgedruckt haben. Hier eine Definition, die ich einfach wörtlich vom Kollegen Friedrich Wilhelm Hymmen übernehme, der sie so schön kurz in seinem "medium"-Lexikon (7/77) gefaßt hat: "Rundfunkfachkorrespondenzen sind Periodika, die in geringer Auflage erscheinen, meist vervielfältigt und schlicht geheftet, und sie wenden sich primär an jene, die für Hörfunk und Fernsehen verantwortlich sind, ob als Redakteur, ob als Gremienmitglieder, als Wissenschaftler oder Politiker. Sie informieren, kritisieren, polemisieren, sie bieten kenntnisreich durchdachte Analysen an, sei es zu einzelnen Programmen oder Programmsparten, sei es zu rundfunkpolitischen Vorgängen, einige enthalten auch fundierte Kritiken, meist umfangreicher als es sich eine Tageszeitung leisten kann, sie beobachten das Geschehen in den Funkhäusern und bemühen sich, Neues zu berichten."

Ein kurzer Blick auf die Gründungsgeschichte. Ich darf an den Beginn meines Vortrages erinnern: die dezentralisierte deutsche Rundfunklandschaft begünstigte die Gründung von Informationsdiensten. Im einzelnen aber waren es sehr verschiedene Überlegungen, die zur Gründung von Fachkorrespondenzen führten, und sie entwickelten auch unterschiedliche Schwerpunkte. Im Januar 1949 erschien als erste "Kirche und Rundfunk", Herausgeber und Gründer: Dr. Focko Lüpsen, der vor dem Krieg in Berlin den Evangelischen Pressedienst geleitet hatte. Er gründete 1945 in Bethel, wohin es ihn verschlagen hatte, und neu. 1948 war er Geschäftsführer des Evangelischen Presseverbandes für Westfalen und Lippe. Erster Chefredakteur von "Kirche und Rundfunk" wurde Dr. Heinz Schwitzke, seit 1930 Rundfunkkritiker und bald auch erfahrener Rundfunkmann in Berlin. Adolf Grimme holte ihn schon drei Jahre später als Leiter der Hörspielabteilung zum NWDR nach Hamburg. Schwitzkes Grundüberzeugungen aber drückten sich noch lange in "Kirche und Rundfunk" aus, das fast ganz auf Nachrichten aus dem Programmsektor und Kritiken über Programme aufgebaut war. Heinz Schwitzke antwortete auf meine Frage nach Zielsetzung und Zielgruppe von "Kirche und Rundfunk" in seiner Zeit: "Ich bin und war nie Journalist, sondern immer Rundfunkmann, kompetent allein für die besonderen Formen und Möglichkeiten des Instruments. Als Mann der Kirche und Zeitgenosse der Rundfunkgründung wollte ich den Kollegen zum Nachdenken über ihre Probleme verhelfen und solidarisch mitreden." Schon seit 1949 arbeitete Friedrich Wilhelm Hymmen mit, als Kritiker vor allem. Nachrichten und Berichte aus dem Inland und Ausland wurden gedruckt. Aber der Schwerpunkt lag in den ersten Jahren eindeutig bei den Kritiken, und Heinz Schwitzke sagte dazu (ich zitiere aus meiner Umfrage): "Ich war in ständigem Gespräch mit allen Programmachern. Weniger mit Programmdirektoren und Intendanten, aber (wohl gerade deshalb)

auch von den Gremien stark beachtet." Schwitzke bezeichnet als Zielgruppe der Korrespondenz denn auch "gemeinsames Nachdenken über Ziel und Aufgabe eines Kulturrundfunks".

Nach Schwitzke übernahm Kurt Lothar Tank, Journalist, für knappe zwei Jahre "Kirche und Rundfunk" als Chefredakteur; er führte diese Linie fort, bis er zum "Sonntagsblatt" nach Hamburg ging. Nach ihm kam im Sommer 1953 Gerhard Prager. Er blieb fünf Jahre Chefredakteur, ohne daß sich Arbeitsweise, Inhalt und Erscheinungsbild von "Kirche und Rundfunk" wesentlich veränderten, und ging dann zum Süddeutschen Rundfunk. Wohl erweiterten sich Umfang und Verbreitung des Dienstes. Aber die Leitartikel, soweit sie Rundfunkpolitik betrafen, in der die Evangelische Kirche damals schon ein kräftiges Wort mitreden wollte, schrieb oder beeinflusste damals meist ein Mann, der Zeit seines Lebens gern im Hintergrund blieb und doch lange Jahre hindurch einen ganz entscheidenden Einfluß auf die Rundfunk-Fachkorrespondenzen hatte: Hans-Werner von Meyenn, Pfarrer und nach Entlassung aus russischer Kriegsgefangenschaft sehr bald Inhaber wesentlicher Ämter in der Evangelischen Kirche und Verbindungsmann zum Rundfunk. Von Meyenn für Hörfunk und, ohne daß es ebenfalls nach außen deutlich wurde, als Kontaktmann zu Film und Fernsehen der ehemalige Pfarrer und spätere Intendant des Hessischen Rundfunks, Werner Hess, bestimmten bis in die sechziger Jahre hinein die Rundfunkpolitik der Evangelischen Kirche wesentlich mit. Noch Schwitzke konnte sagen (in meiner Umfrage): "Begriffe wie Rundfunkpolitik und Kulturpolitik galten damals als anrüchig; ich wollte der programmschöpferischen Arbeit Nutzen bringen", und selbst Hymmen, der 1958 "Kirche und Rundfunk" als Chefredakteur übernahm, war damals noch nicht der kämpferische Rundfunkpolitiker, der er später wurde. Der Dienst, so erinnerte er sich, hatte damals nicht einmal einen eigenen Briefkopf, sondern oben stand "Kirchliche Rundfunkzentrale Bethel". Und die Kirchliche Rundfunkzentrale, die auch mit internationalen Aufgaben betraut war, leitete Hans-Werner von Meyenn. Von Meyenn war es nach Auskunft von Hymmen auch, der dafür sorgte, daß Leitartikel nicht gekennzeichnet wurden. Hymmen sagt auch aus, daß es ihm erst nach der Verlegung der Redaktionen von Bethel nach Frankfurt am Mai 1968, als von Meyenn dann in Bethel zurückblieb, gelungen sei, sich endgültig von dem Einfluß dieses Mannes frei zu machen.

Die Rolle der Fachkorrespondenzen in jener Zeit, in der die beiden Kirchen ihr Mitsprache- und Mitgestaltungsrecht im Kampf der Meinungen und Argumente um den Rundfunk kräftig zur Geltung zu bringen wußten, ist überhaupt noch nicht erforscht, zumindest nicht für die Evangelische Kirche. Es ist eine hochinteressante Periode, und eine wissenschaftliche Aufarbeitung würde die Ergänzung sein zu der großartigen Arbeit von Theodor Glässgen über die Rundfunkarbeit der Katholischen Kirche bis 1962.3). Bei

3) Heinz Glässgen: Katholische Kirche und Rundfunk in der Bundesrepublik Deutschland 1945 - 1962. Rundfunkforschung Band 8, herausgegeben vom Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. durch Professor Winfried B. Lerg (Münster). Volker Spiess-Verlag, Berlin, 1983.

Glässgen wird an bestimmten Stellen auch die Rundfunkpolitik der Evangelischen Kirche in den fünfziger und sechziger Jahren deutlich, nämlich immer da, wo diese mit der Katholischen Kirche gemeinsame Stellungnahmen herausgab. Sehr klar wird es dabei, wie es zu der bis heute nachwirkenden Überzeugung in den Rundfunkkorrespondenzen der beiden christlichen Kirchen kam, daß allein der öffentlich-rechtlich verfaßte Rundfunk und keinesfalls ein kommerzielles System jenes Instrument sein kann, das mit Programmen von Niveau und Qualität kulturelle, ästhetische, moralische und bildnerische Aufgaben in der Gesellschaft übernehmen kann.

Hier wird es Zeit, auf die Gründung des zweiten kirchlichen Rundfunkpressedienstes zu kommen, der "Funk-Korrespondenz". Sehr genau kann man bei Glässgen nachlesen, warum die "Funk-Korrespondenz" im Dezember 1953 gegründet wurde: Weil es die Korrespondenz "Kirche und Rundfunk" gab. Und weil die Evangelische Kirche dadurch in der Öffentlichkeitsarbeit und in der Möglichkeit, auf die Rundfunkentwicklung Einfluß zu nehmen, inzwischen einen erheblichen Vorsprung hatte. Es waren ja ausgesprochen aufgeregte und entscheidende Jahre für den deutschen Rundfunk: Die Teilung des NWDR und neue Rundfunkgesetze für den Norddeutschen und den Westdeutschen Rundfunk, bei denen es den Kirchen nicht gelungen war, ihren Einfluß so geltend zu machen, daß sie ihre eigenen Vertreter in die Aufsichtsgremien entsenden konnten. Pater Dr. Schmücker war ebenso wie Prälat Bernhard Marschall, Schmückers großer Gegenspieler und Vorgänger im Amt des Rundfunkbeauftragten beim NWDR, ein wichtiger Mann schon im Rundfunk der Weimarer Republik, war da auch schon beteiligt. Außerdem begann 1953 die ARD mit ihrem 1. Fernsehprogramm, einem Gemeinschaftsprogramm. Das zweite Fernsehprogramm sollte kommerziell organisiert sein, die Zeitungsverleger forderten es, Adenauer forcierte es, und im Vorfeld hatten sich die beiden christlichen Kirchen dagegen zusammengefunden. Das machte der Regierungskoalition aus CDU und CSU in Bonn nicht wenig Kopfschmerzen. Das war 1960/61, und da taucht als Wortführer und als Mann, der die Stellungnahmen ausarbeitet und die katholischen Bischöfe auf die Linie "öffentlich-rechtlicher Rundfunk" festlegte, immer wieder der Name des Paters Dr. Rainulf Schmücker auf. Auch übrigens der Name Hans Bausch, neben anderen.

Das Katholische Rundfunk-Institut wurde am 7. Juli 1953 in Köln gegründet. Am 2. Dezember 1953 kam mit ihrer ersten Nummer die "Funk-Korrespondenz" heraus; Chefredakteur Dr. Rainulf Schmücker, der auch Leiter des Instituts wurde. Zwar war die "Funk-Korrespondenz" inhaltlich aufgebaut wie "Kirche und Rundfunk": Leitartikel, Meldungen aus dem In- und Ausland, Programmkritiken. Doch kam mit ihr eine ganz neue Art des Schreibens in die Fachkorrespondenzen. Ich erwähne hier nur, daß es inzwischen auch schon andere gab: seit 1950 die "Fernseh-Informationen" von Hans Schaefer in München und die "FFA-Korrespondenz" von Dr. Heinz Pridat-Guzatis in Berlin, seit Herbst 1952 "fff-press" von Karl-Heinz Ressing in Hamburg (das 1961 von Uwe Kuckei übernommen wurde); ebenfalls 1952 erschien die erste Ausgabe des "Rundfunkspiegels" (seit 1977 "Medienspiegel") des Deutschen Industrie-Instituts in Köln. Der "Funk-Korrespondenz" folgte 1954 Günther Zeitzschels "agz", Agentur für Film, Funk, Fernsehen, Phono, die das erste Hörspiel- und Biografien-Archiv

und von 1967 an auch ein Archiv für Fernsehspiele einrichtete und bis 1960 auch Kritiken veröffentlichte.

Die "Funk-Korrespondenz" und "Kirche und Rundfunk" waren also auf dem Markt der Fachkorrespondenzen für Rundfunk nicht mehr allein. Doch mit Pater Dr. Schmücker kam etwas Neues: die Analyse, die die "Funk-Korrespondenz" bis heute pflegt, und die schnelle, topaktuelle Information, dazu eine Genauigkeit, die auf gründlichste Recherche und weitgespannte, sorgsam gepflegte Kontakte bis in die höchsten Stellen deutete. Schmücker war von 1953 an Beauftragter der Katholischen Kirche für den NWDR und von 1954 an auch für Fragen der kommenden Kurzwelle zuständig. Er war immer glänzend informiert. Er verstand es nicht nur, Menschen in seinen Bann zu ziehen und zu überzeugen, sondern er baute auch einen Kreis von Informanten auf, der ihm mit seiner "Funk-Korrespondenz" bald einen großen Vorsprung vor allen anderen Korrespondenzen sicherte. Schmücker reagierte mit seiner Korrespondenz nicht nur auf Rundfunkpolitik, sondern er agierte, er machte Rundfunkpolitik. Er setzte sich so vehement und unangreifbar argumentierend für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk ein - hinter sich die Macht der Katholischen Bischofskonferenz -, daß Adenauer und seine Berater bei der sogenannten "Neuordnung" des Rundfunks in der Bundesrepublik, bei der er dem Bund und der privaten Wirtschaft mehr Einfluß auf den Rundfunk verschaffen wollte, und bei der Vorbereitung der Deutschland Fernsehen GmbH in echte Bedrängnis gerieten. Glässgen überliefert einen Stoßseufzer von Dr. Bruno Six aus dem Jahre 1958: Die Situation sei ein Unglück, an dem nur Becker, Siegel und Schmücker schuld seien.

Hier kurz einige Daten zum Verständnis der Situation. Am 18. Mai 1957 beschließt die ARD, ein 2. Fernsehprogramm vorzubereiten, und beantragt dafür Lizenzen. Der Bundespostminister antwortet sibyllinisch: Das Ministerium habe über die Verwendung dieser Lizenzen bestimmte Vorstellungen. Am 11. Juli bittet die Studiengesellschaft für Funk- und Fernsehwerbung die ihr angeschlossenen Verbände, zu erkunden, in welchem Umfang Wirtschaft und Presse ein privatwirtschaftliches Fernsehen finanzieren würden. Im November wird bekannt, daß ein zweites, privatwirtschaftliches Fernsehprogramm beim Bund vorbereitet wird. Sofort erscheint ein Protest der Katholischen Kirche dagegen, mitformuliert von Pater Dr. Schmücker, abgestimmt mit der Evangelischen Kirche. Argumente: In der Konkurrenz gegen ein kommerzielles Programm, das sich am unteren Niveau des sogenannten Publikumsgeschmacks orientiere, müsse das öffentlich-rechtliche Fernsehen die Flucht nach unten antreten, könne sein Niveau nicht halten. Ein Strukturwandel des gesamten Rundfunksystems mit verhängnisvollen Folgen sei zu befürchten, der den bisher geltenden Grundsatz gefährde, nach dem der Rundfunk ein der ganzen Gesellschaft verpflichteter, freier Mittler der Kultur zu sein habe.

Dies ist hier etwas ausführlicher erzählt - nicht nur, weil die rundfunkpolitische Situation von damals so fatale Ähnlichkeit mit der von heute hat, sondern auch, um klar zu machen, welche Rolle und welchen Einfluß Rundfunkfachkorrespondenzen haben können und damals hatten. Als das Fernsehen am 27. Januar 1960 die Bundestagsdebatte über Rundfunkfragen übertrug, sah man

Bundesinnenminister Gerhard Schröder, wie er die "Funk-Korrespondenz" aufgeschlagen vor sich liegen hatte.

In den ersten Jahren bis zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts 1961, das dem ganzen Privatfunkspuk zunächst und für über 20 Jahre ein Ende machte, verstärkte sich die Wirkung der Rundfunkfachkorrespondenzen noch durch zwei weitere Initiativen. Ich muß aber noch einmal zurückhaken, um festzuhalten, welche Persönlichkeiten damals tätig waren. Im November 1950, also bevor überhaupt das Nachkriegsfernsehen in Hamburg beim NWDR aus der Taufe gehoben wurde, kam Hans Schaefer, ein Wirtschaftsjournalist, ausgerechnet in München mit einer neuen Fachkorrespondenz heraus, der ersten, die sich ganz auf Fernsehen spezialisierte, den "Fernseh-Informationen". Schaefer war damals durchaus auf dem richtigen Wege. Die "Fernseh-Informationen" lagen mit ihrer Propagierung des Fernsehens mit der Nase im Trend, damals auch noch vor der "Funk-Korrespondenz", die sich mit Gesetzestexten und Rundfunkpolitik herumschlug, und auch vor "Kirche und Rundfunk", das ohnehin mehr auf Programmfragen spezialisiert war - und Fernsehprogramme gab's ja damals zunächst noch kaum. ("Kirche und Rundfunk" hat später mit der Herausgabe eines Extra-dienstes "Kirche und Fernsehen" reagiert, viele Jahre lang erschien er abwechselnd mit "Kirche und Rundfunk", bis beide wieder zusammengelegt wurden und als "Kirche und Rundfunk", den Erscheinungsrhythmus beibehaltend, zweimal wöchentlich herauskamen - bis heute.) Schon vor der ersten Ausgabe der "Fernseh-Informationen" hatte Hans Schaefer einen Abgesandten nach Hamburg geschickt zu Dr. Kurt Wagenführ, der von 1935 bis 1944 Fernsehbeobachter in Berlin gewesen war und ihm wohl aufgefallen war, weil er in Vorträgen und Artikeln immer wieder den Neubeginn eines deutschen Fernsehdienstes und rechtzeitige Vorbereitungen dafür gefordert hatte. Wagenführ hat von 1950 an bei den "Fernseh-Informationen" mitgearbeitet und jene Bereiche berichtend, analysierend und kritisch abgedeckt, die nicht Wirtschaft, Handel und Technik waren, also: die gesamte Rundfunkpolitik, zunächst (das wurde später aufgegeben) auch Fernsehprogrammkritik.

Schaefer und Wagenführ trafen sich in ihrer Begeisterung für das Fernsehen. Sie ergänzten sich, sie respektierten sich. Der Konflikt zwischen beiden war zwar vorprogrammiert, weil Wagenführ für das reine öffentlich-rechtliche Rundfunksystem ohne Werbung eintrat, während Schaefer dafür war. Doch dieser Konflikt wurde nicht in den "Fernseh-Informationen" ausgetragen, sondern auf einem anderen Felde, der Zeitschrift "Fernsehen". Doch das führt hier zu weit. Hätte ich Schaefer gefragt, ob er seine "Fernseh-Informationen" mit ideeller oder geschäftlicher Zielsetzung gegründet hat (wie ich es die anderen Kollegen fragte), so hätte er sicher wie die meisten anderen geantwortet: mit beidem. Denn natürlich wollte er mit seinen "Fernseh-Informationen" seinen Lebensunterhalt bestreiten und Geld verdienen. Aber andererseits wollte er auch, daß Deutschland auf dem Fernsehgebiet nicht gegenüber dem Ausland ins Hintertreffen geriete, er wollte das Fernsehen fördern.

Seit Schaefer Anfang der siebziger Jahre kränkelte und nachdem er 1972 gestorben war, übernahmen zunächst seine langjährige

Mitarbeiterin Liselott Dossmann zusammen mit Dr. Wagenführ die Redaktion bis 1976, danach, von 1977 an, zeichnete ich unter meinem Pseudonym Andrea Brunnen (unter dem ich schon seit 1950 mitgearbeitet hatte) als verantwortliche Redakteurin, zusammen mit Dr. Kurt Wagenführ - bis heute. Das Schwergewicht der "Fernseh-Informationen" verlagerte sich parallel zu den personellen Veränderungen in der Redaktion mehr auf Fragen, die Wagenführs für wichtig hielten: Medienpolitik, Recht, Finanzen, Rundfunkgeschichte, Medienentwicklung im Ausland mit leichter Betonung der Staaten des Ostblocks, seit einiger Zeit auch Biografien und regelmäßige Buchbesprechungen. Als einzige der "alten" Rundfunkkorrespondenzen pflegten die "Fernseh-Informationen" noch immer technische Themen, erweitert auf Fragen der Fernsehproduktion, und sie hatten in diesem Bereich mit den langjährigen Mitarbeitern Reinhard Schneider, Gerhart Goebel und in den letzten Jahren Karl Tetzner immer besonders sachkundige freie Mitarbeiter - wie überhaupt die FI von Beginn an mit vielen freien Mitarbeitern und Korrespondenten im In- und Ausland gearbeitet haben. Das taten und tun nicht alle Rundfunkfachkorrespondenzen. Wohl "Funk-Korrespondenz" und "Kirche und Rundfunk", diese besonders bei den Programmkritiken. Diese Kritiken - darauf möchte ich ausdrücklich aufmerksam machen - dürften eine ganz wichtige Quelle sein, wenn einmal die Programmgeschichte des deutschen Rundfunks geschrieben wird.

Jetzt kommt ein neuer Name hinzu: Karl-Heinz Ressing, Journalist und nach Kriegsende in Hamburg Chefredakteur der Jugendzeitschrift "Benjamin", dann Chefredakteur der Programmzeitschrift "Hören und Sehen" im Bauer-Verlag in Hamburg. Ressing gründete "fff-press" und gab im Herbst 1952 die erste Nummer in Hamburg heraus. "fff" stand für Funk, Film, Fernsehen. Ressing wollte seine Korrespondenz verstanden wissen als "unabhängigen Informationsdienst in Zusammenarbeit mit den Rundfunkanstalten". NWDR-Generaldirektor Dr. Grimme, so berichtete mir Ressing, ermutigte ihn, und der Kölner Intendant Hanns Hartmann gab ihm (wörtlich) "starken wirtschaftlichen Auftrieb". Unterstützung fand der neue Dienst auch vom Bundespresseamt, zu dem übrigens auch Schaefer recht gute Beziehungen hatte. Im Bundespresseamt war man daran interessiert, daß außer den beiden kirchlichen auch andere Fachpressedienste auf dem Markt waren. Ressings "fff-press" lief bald sowohl "Kirche und Rundfunk" als auch "Funk-Korrespondenz" und "Fernseh-Informationen" mit Nachrichten den Rang ab; es gab keinen Chefredakteur, der es wie Ressing verstand, jeden noch so kleinen oder großen Vorgang in Meldungen zu formulieren. Ressing begann auch sofort mit einem Archivdienst, ein Schwerpunkt, den sich die beiden kirchlichen Korrespondenzen mit der Herausgabe von Dokumentationen auch bald zu eigen machten, der aber auch nach der Übernahme von fff-press durch Uwe Kuckei, der den Ressing-Dienst mit seinem "TV-Courir" 1961 vereinigte, erhalten blieb, ausgebaut und besonders gepflegt wird. Ressing beschäftigte als Redakteure zunächst Fritz Sell, später Gerhard Nowack, dann Dr. Heinz Pohle und Dr. Hans Koeltzsch für verschiedene Fachgebiete, und schließlich Uwe Kuckei. Er hatte regelmäßige freie Mitarbeiter für Film, Technik, Werbung, Politik und Skandinavien.

Ich sagte vorhin, daß die Fachkorrespondenzen auf einer zweiten

Ebene zu Bedeutung gelangten. Ihre Chefredakteure gehörten von 1952 bis 1955 dem "Arbeitskreis für Rundfunkfragen" an. Dieser Arbeitskreis, ein Zusammenschluß (wie er in jeder Verlautbarung betonte) von "senderunabhängigen Rundfunkfachleuten" - war auf Anregung von Dr. Gerhard Eckert, Journalist nach dem Kriege in Hamburg, früherer Assistent von Prof. Dovifat (Zeitungswissenschaft, Rundfunkkunde) in Berlin, gegründet worden. Im Arbeitskreis versammelten sich in den rundfunkpolitisch so brisanten fünfziger Jahren Chefredakteure und Redakteure von Rundfunkkorrespondenzen, von Programmzeitschriften, Nachrichtenagenturen sowie Vertreter der Wirtschaft, der Zeitungsverleger, der Rundfunkwissenschaft, der Arbeitgeber und der Gewerkschaften, Rundfunkbeauftragte der politischen Parteien wie der Kirchen zu einer Art brain storming, wie man es heute nennen würde. Der "Arbeitskreis für Rundfunkfragen" versuchte, in allen aktuellen Medienfragen zu einer gemeinsamen, einstimmig gefaßten Entschließung mit empfehlendem Charakter zu kommen. Der Grundgedanke war: Es muß sich für jedes Problem eine mögliche und zweckmäßige Lösung finden lassen, wenn man eigene oder Gruppeninteressen hintenan stellt. Jedes Mitglied stimmte als Person ab. Ob es die Empfehlung des Arbeitskreises später seinem Verband oder seiner Partei gegenüber würde durchsetzen können, blieb offen. Aber die Veröffentlichung der Empfehlungen, die eine Summe der Vernunft und ohne irgendein Eigeninteresse waren, die nur im Interesse des deutschen Rundfunks gefaßt wurden, diese Veröffentlichungen in den Fachkorrespondenzen und über dpa auch in Tageszeitungen waren außerordentlich wirkungsvoll. Sie erreichten Kreise, die durch die Korrespondenzen noch nicht erreicht waren. Es gab Empfehlungen zur Langwelle, zum Aufbau einer Fernsehanstalt, zum Werbefernsehen; der Arbeitskreis forderte 1953, unverzüglich mit der Niederschrift der Rundfunkgeschichte zu beginnen. Der Arbeitskreis machte die Intendanten der ARD ärgerlich und oft unruhig. Denn er verteidigte durchaus nicht immer das Monopol der ARD. Er veröffentlichte z.B. eine Entschließung, "Kleine Lizenzen" an interessierte Organisationen und Gruppen zu geben, die UKW-Sender also nicht nur der ARD zuzuschlagen. Bezeichnenderweise für die starke Polarisierung, die damals (genau wie heute) quer durch alle Gruppen der Gesellschaft ging: Für Werbung, gegen Werbung. An dieser Frage der Einführung kommerziellen Rundfunks bzw. Fernsehens zerbrach der Arbeitskreis für Rundfunkfragen. Es waren nach 1955 keine einstimmigen Entschließungen mehr möglich.

Eine weitere große Wirkungsmöglichkeit bot sich den Fachkorrespondenzen ebenfalls in den fünfziger Jahren. Sie wirkten in der Jury von Dr. Wagenführs Monatszeitschrift "Fernsehen" mit, die jeweils im Januar die besten Fernsehsendungen des vergangenen Jahres in einer "Jahreswertung" veröffentlichte. Es gab keinen Preis und keine Urkunde für die Programm-Macher, aber da es sonst noch keinerlei Fernsehpreise in der Bundesrepublik Deutschland gab, hatte diese Jahreswertung, die dann auch von den Fachkorrespondenzen abgedruckt wurde, doch eine beachtliche Wirkung in die Rundfunkanstalten hinein.

Die zweite Phase der Entwicklung nicht nur des deutschen Rundfunks, sondern auch der Rundfunk-Fachkorrespondenzen schloß mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts und der Gründung des

ZDF ab. In dieser Phase, das muß noch nachgeholt werden, hatte 1955, auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen, Fritz Niehus seinen "Aktuellen Fernsehdienst" afd, auch in Hamburg, gegründet. Niehus, später Pressechef des Südwestfunks Baden-Baden, leider 1982 gestorben, brachte in seinem Dienst (in dem auch Theo Jäschke, heute in der ZDF-Pressestelle, als Redakteur arbeitete), Meldungen, Berichte und Artikel zu allen Fragen und Problemen des Rundfunks. Aber Niehus war von Beginn an ein Kämpfer, der selten ein Blatt vor den Mund nahm. Seine Frau, die von 1965 bis 1971 als Redakteurin bei "afd" mitarbeitete, nennt als Ziele von "adf": "Kampf gegen zu starken Linksdrall in den Sendern; gegen ver-suchte Einmischung von Intendanten in redaktionelle Freiheit; gegen Selbstherrlichkeit der Programm-Macher; gegen Verschlei-erungstaktiken im Finanzbereich der Sender; gegen Kungelei und Korruption bei Besetzung führender Positionen". Niehus hielt da-bei guten Kontakt zu Kreisen der Wirtschaft und Werbung.

Um die publizistische Situation in den fünfziger Jahren zu ver- stehen, muß man allerdings rekapitulieren, daß es damals eben nur die allmächtige ARD und nur ein einziges, das 1. Fernsehpro- gramm gab, und keinerlei Konkurrenz, die der ARD damals nicht nur Niehus, sondern eigentlich alle Fachjournalisten und Fach- korrespondenzen herzlich wünschten. Alle waren sich wenigstens darin einig, daß ein zweites Fernsehprogramm her müßte, das nicht von den ARD-Anstalten gemacht würde. Nur, wer es schließ- lich machen sollte, war ungemein strittig. Insofern lag Niehus mit seiner kämpferischen Art, mit der er personelle, organisa- torische und Programmschwächen bei der ARD schonungslos auf- deckte und geißelte, genau auf der Linie auch der anderen Kor- respondenzen. Fritz und Roma Krieger-Niehus gaben "afd" im April 1971 ab. Dieser Pressedienst hat die dritte Phase, die siebziger Jahre, in neuer personeller Besetzung mitgemacht. Er ging an den trimedia-Verlag von Erik Blumenfeld, CDU-Mitglied der Ham- burger Bürgerschaft, über. Zunächst war August Weber Chefredak- teur, dann die langjährige Rundfunkkritikerin des "Kölner Stadt- Anzeiger", Lisel Potthoff. Frau Potthoff gelang es einige Jahre lang, obwohl sie ganz allein war und auch keine freien Mitarbei- ter hatte, mit erheblicher Energie einen neuen Stamm hochkarä- tiger Informanten heranzuziehen. "afd" war in ihrer Zeit ein vorzüglich über Rundfunkpolitik informierter Dienst. Doch zog Frau Potthoff sich zurück, als der trimedia-Verlag den Presse- dienst fast völlig auf "Neue Medien" umstellte, Werbeseiten auf- nahm und den Hauptteil in Berlin von einer neuen Redaktion unter anderem Chefredakteur gestalten ließ; der alte Aktuelle Fernseh- dienst, afd, blieb nur noch als Appendix im Namen erhalten.

Die dritte Phase der Entwicklung der Rundfunkkorrespondenzen, das breite Forum, das Gespräch mit Redaktionen und Redakteuren, habe ich zu Beginn schon kurz umrissen. In der katholischen "Funk-Korrespondenz" ist sie durch Namen junger Redakteure ge- kennzeichnet, die schon begonnen haben, ausführliche Programm- und Redaktionsanalysen zu schreiben. Schmücker hatte zu Beginn in der Redaktion nur mit Frau Vilma Sturm, später auch mit Dr. Klaus Simon gearbeitet. Er hatte natürlich immer freie Mitarbei- ter für die Programmkritik, einen ständig wachsenden Stamm, der, wie die "Festen", von 1960 an wöchentlich außer der "Funk-Kor- respondenz" noch den bis heute bestehenden "Fernseh-Dienst" zu

beliefern hatte. Der "Fernseh-Dienst" bringt Kritiken, eine ausgewählte Programmvorschau für kirchliche und andere Zeitungen, er empfiehlt auch Sendungen. Redakteure, die sich zuerst einen Namen in der "Funk-Korrespondenz" erschrieben, sind zu nennen: Dr. Klaus Simon, später SWF; Werner Filmer und Cordula Zytur, beide heute beim WDR; Otto Heuft, SWF; Dr. Reinald Merkert, Hochschullehrer, der die erste wissenschaftliche Aufarbeitung von Kinder- und Jugendprogrammen leistete, im Rahmen des Katholischen Rundfunk-Instituts, teils in der "Funk-Korrespondenz", teils in sehr begehrten Beilagen und Dokumentationen; Margret Trapmann, 1969 von der "Funk-Korrespondenz" als Pressechefin in die ARD-Fernsehprogrammdirektion (München) gegangen. Sie holte Wolfgang Darschin dorthin nach, der sich inzwischen für die ARD auf Meinungsforschung spezialisierte. Trude Pfeiffer, die seit langem in Frankfurt/M. das ARD-Jahrbuch mitverantwortet; Egon Netenjakob, freier Autor, und schließlich Dr. Rupert Neudeck, dessen Name inzwischen weithin bekannt ist als Mitinitiator des Komitees Notärzte und des Schiffes Cap Anamur; Neudeck ist jetzt beim Deutschlandfunk. Mit dem Namen Neudeck verbindet sich die Erinnerung an die vielleicht kritischste und hektischste Zeit in der katholischen "Funk-Korrespondenz", soweit man das von außen beurteilen und an den Artikeln von damals ablesen kann.

Als Pater Dr. Schmücker 1967 - fast überstürzt - die Redaktion verließ, ohne einen Nachfolger zu haben (er hat später auf Wunsch von SDR-Intendant Dr. Hans Bausch in Frankfurt/M. die ARD-Registrierung aufgebaut), erschien die "Funk-Korrespondenz" ein Vierteljahr überhaupt nicht. In aller Bescheidenheit muß ich jetzt auf zwei Protestanten, Dr. Kurt Wagenführ und seine Frau, hinweisen, die in andauernden Gesprächen und nächtlichen Diskussionen zwei der verlassenen Redakteure, Pater Poppe und Margret Trapmann, zu ständigen Interventionen bei den Bischöfen und anderen katholischen Instanzen ermunterten, die "Funk-Korrespondenz" wieder aufleben zu lassen. Unsere Motivation war ganz ähnlich der, aus der heraus die "Funk-Korrespondenz" seinerzeit gegründet wurde: wenn das katholische Pendant wegfällt, ist auch der evangelische Fachpressedienst "Kirche und Rundfunk" gefährdet, und das wäre nicht gut. Die Rettungsaktion gelang, Herbert Janssen wurde als Chefredakteur gewonnen; er kam aus der "Funk-Korrespondenz", war dann beim WDR und bei der Bavaria Atelier GmbH gewesen; er bot mit seiner munteren, aber (vermutlich) aufmüpfigen Redakteursmannschaft der sogenannten "neuen Aufklärung" in der "Funk-Korrespondenz" ein Forum.

Hier möchte ich noch einmal auf die Leserumfrage der "Funk-Korrespondenz" 1973/74 hinweisen, die Janssen wohl gerade im richtigen Augenblick startete, um Redaktion und Leser zum Nachdenken über die Situation des Fachdienstes zu veranlassen. Manche Rückäußerung wäre zitierenswert. Ich ziehe nur eine heraus, die die "Funk-Korrespondenz" von damals charakterisiert und deutlich macht, daß die Meinungen innerhalb der katholischen Kirche wieder einmal - oder immer noch, wie sich jetzt bei den neuen Medien zeigt - nicht einheitlich sind, und daß die FK zumindest in den siebziger Jahren gelegentlich nicht die Stimme der Mehrheit, sondern eher die der revoltierenden Jungen vertrat. Hans Joachim Lange, zuletzt Fernsehdirektor beim SWF und früh verstorben (1980), formulierte das in Antwort auf die FK-Umfrage

so: "Es ist Ihnen gelungen, Kriterien zu erarbeiten. Übrigens nicht nur auf den Gegenstand bezogen, sondern recht heftig auf den Zeitgeist; es läßt sich unschwer eine Entwicklungsgeschichte Ihrer Kritiken aufzeigen und dabei konstatieren, daß auch Ihre Redakteure und Mitarbeiter seit einem Jahrzehnt mit den Wölfen der neuen Aufklärung heulen."

Bei "Kirche und Rundfunk", inzwischen in Frankfurt am Main im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik angesiedelt, unter dem verantwortlichen Redakteur Friedrich Wilhelm Hymmen (nicht mehr Chefredakteur; der wurde damals über alle evangelischen Fachpressedienste obenauf gesetzt), geschieht Ähnliches. Kirchenrat Robert Geisendörfer, als Nachfolger von Werner Hess Fernsehbeauftragter der EKD und Direktor des Gemeinschaftswerks, hat damals für die publizistische Arbeit der Evangelischen Kirche das Wort geprägt: "Engagement ohne Eigennutz". Dr. Norbert Schneider, Nachfolger des 1976 verstorbenen Geisendörfer, seit 1981 Programmdirektor des SFB in Berlin, hat diese Linie fortgeführt. Und Dr. Hendrik Schmidt, bis dahin als Kommunikationswissenschaftler an der Freien Universität Berlin, Chefredakteur nach Hymmen, der 1978 in den unruhigen Ruhestand eines Journalisten gegangen ist, hat diese Linie so erläutert ("Journalist" 4/1979): "Engagement für mehr Kommunikationsgerechtigkeit, das heißt danach zu fragen, wer den Zugang hat zu den Transportmitteln der elektronischen Publizistik, heißt fragen, wer und was zu Wort kommt, heißt die strukturellen Bedingungen für ein qualitativ gutes, vielfältiges Programm ständig überprüfen, heißt Freiheitsräume zu erhalten, den kritischen, informierenden und aufklärenden Journalismus ermöglichen und schließlich eindeutig dort Position beziehen, wo der Rundfunk zum Spielball kommerzieller und machtpolitischer Interessen zu verkommen droht." Hymmen schrieb mir: "Mein Bestreben war es, bei aller Kritik doch immer Solidarität und Loyalität gegenüber den Anstalten erkennen zu lassen. Zu den Wirkungen gehört auch dies: 'Kirche und Rundfunk' als Schutzmacht und Zuflucht bedrängter Mitarbeiter des Rundfunks. Es müssen nicht unbedingt 'linke' sein, eher sind es eigenwillige oder auch naive, aber fähige Köpfe, die das Programm beleben und damit 'auffällig' werden."

In dieser Zeit, 1970 bis 1974, hatte Hymmen Michael Schmid-Ospach, einen jungen Journalisten, als Redakteur engagiert. Schmid-Ospach, heute Pressechef beim WDR, nachdem er eine Zeitlang bei der SPD in Bonn tätig war, fiel mir unter anderem auf, weil er mit härtesten Bandagen in die Rundfunkpublizistik einstieg. Er bezeichnete einmal den SWF als "schöfel", weil er "Bambule", das Fernsehspiel der Ulrike Meinhof, nicht sendete, und später verwendete er die Vokabel für den Hessischen Rundfunk, der sich einem Mitarbeiter gegenüber seiner Ansicht nicht richtig verhalten hatte. Dieser Feuerkopf mit der - trotz allem - geschliffenen Feder hat (das kann man ganz deutlich in "Kirche und Rundfunk" erkennen) auch Hymmen (dem 'gelernten Dichter und Lyriker', wie wir Kollegen ihn gern nennen) eingeheizt und ihn zu schärferem rhetorischem Schlagabtausch, zu entschiedenerer Stellungnahme hin beeinflusst.

Es scheint in der Rückschau, als ob in diesen siebziger Jahren die Emanzipation der Redakteure in den beiden kirchlichen

Diensten ein wenig zu weit ging und als ob sie Anfang der siebziger Jahre - freiwillig oder gezwungen, vermag ich nicht zu sagen - wieder ein wenig mehr zu einem breiteren Meinungsspektrum hingefunden haben. In den siebziger Jahren war Meinung gefordert, auch von den Redakteuren solcher Fachkorrespondenzen, die eigentlich nur mit Information über den Rundfunk dienen wollten. Das war - beispielsweise für "TV-Courir" und "Fernseh-Informationen" - eine schwierige Zeit. Uwe Kuckei, das läßt sich unschwer an den zahlreichen Veränderungen seiner Titelblätter und Rubriken im Laufe der Jahre ansehen, war um Ideen nie verlegen. Er erfand das Tonbandprotokoll von Pressekonferenzen. Was ARD- oder ZDF-Intendanten genau zu bestimmten Problemen gesagt haben, interessiert natürlich die daheimgebliebenen Direktoren, Abteilungsleiter und Redakteure. Auch wenn Kuckei aus einsehbaren Gründen gelegentlich Passagen oder Fragen wegläßt, hat er doch damit auch für spätere wissenschaftliche Untersuchungen wichtige Vorarbeit geleistet in seinem "TV-Courir". In den "Fernseh-Informationen" postulierte damals Kurt Wagenführ drei Forderungen: 1. mehr Transparenz in finanziellen Fragen; 2. Öffentlichkeit der Gremiensitzungen; 3. der Rundfunk muß seine Fehlentwicklungen selbst korrigieren, Reorganisation der ARD ist nötig. Auf diese Weise blieb auch das Gespräch mit dem Rundfunk im Gang, und nicht nur auf der politisch-weltanschaulichen Ebene.

Was die Zukunft betrifft, kann ich wieder allgemeiner werden und die anderen Fachkorrespondenzen in den Blick rücken. Nachzutragen ist, daß zwischenzeitlich neue Fachkorrespondenzen für Medienfragen gegründet wurden, fast alle aus einer bestimmten Interessenlage heraus und an einen bestimmten Leserkreis gerichtet. 1976 kam die erste Nummer des "Funkreport" in Bonn heraus, getragen von der SPD (auch die Gewerkschaften hatten ein Mitteilungsblatt, das später zur Zeitschrift der RFFU "Hörfunk und Fernsehen" wurde). 1972 gründete Peter Engelmeier in München seinen "Deutschen Fernseh-Dienst", der mit Programmartikeln und -kritiken begann, aber inzwischen auch andere Rundfunkfragen behandelt; er ist vornehmlich Lieferant von Texten für Tageszeitungen. Im November 1974 wurde "Medienreport" gegründet und Mitte 1978 "Medien-Kritik" von Dr. Peter Sweerts-Sporck, die beide offensichtlich rechts von der politischen Mitte aus (wo auch immer man die ansiedeln mag) die Medienlandschaft, ihre handelnden Personen und vor allem die Programme der öffentlich-rechtlichen Anstalten auf politische Einseitigkeit hin genau und argwöhnisch beobachten - ebenso wie das schon ein paar Jahre vorher gegründete "tele-control", das ja in seinem Titel schon die Absicht kundtut. Zu diesen interessengebundenen Korrespondenzen gehört natürlich auch der "Medienspiegel" des Deutschen Industrie-Instituts, Köln, der übrigens als erster mehrmals wöchentlich erschien. Aber er hebt sich doch von den eben genannten Fachdiensten dadurch ab, daß er in seinen Leitartikeln, Kurzmeldungen, Programmkritiken und -vorschauen nicht so ideologisch fixiert ist und daß zu Sendungen, die Wirtschaftsfragen behandeln, Wirtschaftsfachexperten Stellung nehmen. Seit Oktober 1978 gibt es die "Rundfunk-Berichte" von Friedrich Weber in Köln, Fachjournalist für Wirtschafts-, Finanz- und Steuerfragen, der sich in seinem monatlich erscheinenden Dienst fast ganz auf wirtschaftliche und Finanzfragen der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten spezialisiert hat und außerordentlich sorgsam rechnet, vergleicht und oft Schlußfolge-

rungen zieht, die den Rundfunkanstalten höchst unangenehm sind. Damit führt er in anderer Form ein Bemühen weiter, das die "Fernseh-Informationen" - damals mit ihrem vorzüglichen Mitarbeiter Dr. Egon Diemel, den der SDR sich holte - lange Jahre beschäftigt hat: die Etats der Rundfunkanstalten überhaupt zu bekommen und dann kritisch zu besprechen.

Erlauben Sie mir zum Schluß noch, ganz kurz auf zwei Stichworte einzugehen: Konkurrenz und Zukunftsaspekte. Zur Konkurrenz: Grundsätzlich sind alle Fachkorrespondenzen Konkurrenten untereinander, was schnelle und möglichst exklusive Informationen betrifft. Natürlich sind jene, hinter denen eine Gruppe oder Organisation steht, im Vorteil. Sie müssen nicht bei jedem Informationsgespräch die Höhe der Telefonrechnung bedenken; sie können alle wichtigen Termine wahrnehmen, weil sie den Reise-Etat stärker belasten können als andere, weil sie oft auch den technischen Produktionsapparat ihrer Organisationen mitbenutzen können. Es gibt auch Dienste, die sich aus Anzeigen oder Abdrucken finanzieren. Ich kann hier noch von denen reden, die ich selbst beurteilen kann, also beispielsweise "TV-Courir" und "Fernseh-Informationen". An ihnen beiden ist zu beobachten, daß sie auf die Konkurrenz reagieren mußten: z.B. indem sie Gebiete stärker ausbauten, die von der Konkurrenz nicht so konsequent und fortlaufend berücksichtigt wurden. Daß alle Korrespondenzen, auch die offensichtlich besser ausgestatteten, immer und bis heute über zu knappe finanzielle und personelle Ausstattung klagen, hat allerdings auch etwas mit dem hohen Anspruch derer zu tun, die sie verantworten, mit dem oft verrückt anmutenden Idealismus und journalistischem Ehrgeiz: Man möchte immer noch mehr und besseres machen und erreichen.

Es hat lange Zeit gebraucht, bis Tageszeitungen überhaupt vom Fernsehen Notiz nahmen. Aber seit sie es tun, ist den Fachpressediensten mit den Fernsehseiten der Tageszeitungen eine große Konkurrenz erwachsen. Dort sitzen auch ehrgeizige Journalisten, die selbst recherchieren und in der Lage sind, schneller zu veröffentlichen als die Pressedienste. Abdrucke sind deshalb relativ selten. Konkurrenz ist auch der Mediendienst von dpa (Deutsche Presse-Agentur, Hamburg), weil er auf Berichte der über die ganze Bundesrepublik und die Welt gestreuten dpa-Korrespondenten zurückgreifen kann. Konkurrenz machen auch andere Dienste, von "rundy" bis "defd", vom Spöttel-Dienst bis "kress-report" - unmöglich, sie alle zu nennen. Aber andererseits ist ja auch das Interesse an den Medien in der Öffentlichkeit erheblich gewachsen. Immer noch werden neue Korrespondenzen gegründet.

Das führt zu der Schlußfrage: Wie soll man in der Zukunft die Rolle der Rundfunk-Fachkorrespondenzen beurteilen? Nach meiner Einschätzung positiv, und in meiner Umfrage waren alle Kollegen ebenfalls dieser Meinung. Der Rundfunk wird auch in Zukunft in der öffentlichen Diskussion bleiben, auch und gerade, wenn die Rundfunklandschaft vielfältiger wird. Er ist nach wie vor ein faszinierendes Medium. Und er ist nicht nur für Politiker, sondern auch für andere Gruppierungen der Gesellschaft als Kommunikationsinstrument immens wichtig. Da wird auch Platz sein für unabhängige Fachkorrespondenzen, die diese Kommunikation durch Informationen untermauern und weitertreiben. Schließlich hat jede Branche ihre Fachdienste oder Fachzeitschriften, man denke

nur allein an den Film!

Allerdings wird Ihnen auch deutlich geworden sein, wie stark gerade Fachkorrespondenzen von den Persönlichkeiten geprägt werden, die sie jeweils machen und verantworten. Es sind ja "Kleinbetriebe", oft "Kleinstbetriebe". Und trotzdem waren gerade die "alten" Fachkorrespondenzen immer auch Nachwuchsschule für medienkundige Redakteure; viele wurden in die Rundfunkanstalten geholt, die meisten wohl von der "Funk-Korrespondenz". Ich habe darauf hingewiesen, aber ich konnte natürlich nicht alle Namen nennen. Für die Fachkorrespondenzen war die personelle Fluktuation, die dadurch entstand, oft schwer zu verkraften.

Für mich ist ganz deutlich - und es wäre schön, wenn das durch genauere Untersuchungen auch einmal bewiesen würde -, daß die Fachkorrespondenzen in der deutschen Rundfunkgeschichte eine große Rolle spielten. Man darf da nicht nach schnellen Erfolgen suchen. Wirkungen sind fast immer nur langfristig zu erzielen. Im Augenblick wird die Diskussion über Rundfunk und Fernsehen zwar nicht mehr ausschließlich in den Rundfunkfachkorrespondenzen geführt, wie das einmal der Fall war. Aber ich halte es für ausgeschlossen, daß der Sach- und Fachverstand der dort tätigen Redakteure sich nicht auch in Zukunft als wirksames Ferment in der Rundfunkdiskussion erweisen wird. Die Redakteure der Fachkorrespondenzen waren über das hinaus, was sie schrieben, auch immer direkte, und zwar uneigennützige, fachkundige und kritische Gesprächspartner derjenigen, die Programme machen und verantworten. Sollte jemals ein Wissenschaftler die Bedeutung der Fachkorrespondenzen für den Rundfunk erforschen wollen, so wird es deshalb nicht ausreichen, allein das Schwarz auf Weiß Gedruckte zu studieren. Auch die Personen, die Persönlichkeiten sind zu berücksichtigen.

Franz Everschor

DIE BESCHAFFUNG UND AUSWERTUNG VON SPIELFILMEN IN DEN FERNSEHPROGRAMMEN

Im Gegensatz zu kommerziell betriebenen Fernsehprogrammen sind die Rundfunkanstalten in der Bundesrepublik verpflichtet und bemüht, ein nach Information und Unterhaltung, nach Anspruch und Qualität ausgewogenes Programm anzubieten. Die immer wieder unter verschiedenartigsten Gesichtspunkten auflebende Diskussion über diese nur auf dem Papier problemlose Ausgewogenheit muß automatisch auch stets das Angebot an Spielfilmen einbeziehen; denn Spielfilme machen allein rund 12 Prozent des gesamten Fernsehprogramms aus, also mehr als den Anteil einer mittleren Rundfunkanstalt am ARD-Gemeinschaftsprogramm, und sie gehören nach wie vor zu den beliebtesten und begehrtesten Sendeformen überhaupt. Die wiederholten Klagen des Publikums und der Publikumszeitschriften über die zu späte Ausstrahlung von Spielfilmen - eine Folge der versuchten Ausgewogenheit - verdeutlichen beispielhaft die dem Konzept immanente Problematik. Öffentlich-rechtliches Fernsehen - und das stelle ich als These einfach einmal an den Anfang - macht nur partiell ein Programm für den Zuschauer oder besser gesagt: nach den Wünschen des Zuschauers, sondern in vielfacher Hinsicht versteht es sich auch als eine Art Bildungsprogramm.

Wie weit der öffentlich-rechtliche Auftrag und die implizierte Vielfalt des Programms auch innerhalb einzelner Sparten ihren Niederschlag finden soll und darf, ist eine kaum einhellig zu beantwortende Frage, besonders im Hinblick auf den Spielfilm. Spielfilm wird von vielen Programmverantwortlichen grundsätzlich als eine der Unterhaltung und damit der Publikumsattraktivität zugeordnete Sendeform angesehen, nicht sehr viel anders als die Show oder das Boulevard-Theater. Folgt man dieser Auffassung, dann müßte sich die Filmbeschaffung konsequenterweise ausschließlich auf massenattraktive Erfolgs-Spielfilme ausrichten, dann wäre das Idealziel des Spielfilmprogramms im Fernsehen mit Hollywood und Heimatfilm optimal erfüllt. Sieht man jedoch die Verpflichtung zur Differenzierung des Anspruchs, die Verpflichtung auch zur Ausgeglichenheit zwischen Information und Unterhaltung ebenfalls als Voraussetzung für die Ausfüllung einer jeden einzelnen Programmsparte an, so ist der Spielfilm in der Lage, sehr viel mehr zu leisten. Denn darüber besteht kein Zweifel: auch Spielfilme können Informationen transportieren, auch Spielfilme können künstlerische Leistungen von großer Eigenständigkeit sein.

Es ist vielleicht interessant, an dieser Stelle einen ersten Blick in die Vergangenheit zu tun. Als die Filmredaktionen von ARD und ZDF ihre Arbeit aufnahmen (das war beim ZDF 1963, bei der ARD 1966) und die Dritten Programme ebenfalls mit der Ausstrahlung von Spielfilmen begannen (1965), stand der Gedanke der Vermittlung filmischer Besonderheiten deutlich im Mittelpunkt der Bemühungen. Die neugegründeten Filmredaktionen sahen geradezu ihre Aufgabe darin, nicht nur mehr oder weniger zufällig erworbene Filme möglichst sinnvoll auf die verschiedenen Filmtermine zu verteilen, sondern Ausschau zu halten nach Neuem und Ungewohntem, nach Übersehenem und Vergessenem.

Das ZDF nannte seine hervorstechende Sendereihe mit Spielfilmen programmatisch "Der besondere Film", und die ARD deutete ihre Orientierung an den höchsten künstlerischen Kriterien mit dem Reihentitel "Das Film-Festival" an. Sehr rasch erkannte man in den Redaktionen aber auch, daß gerade beim Spielfilm die antithetische Gegenüberstellung von Unterhaltung und Anspruch nicht gerechtfertigt ist. Parallel zu den Einsichten der Kulturkritik in den frühen sechziger Jahren versuchte man, neue Kriterien zu finden, sich dem Medium in all seinen verschiedenen Ausprägungen und Genres differenzierter zu nähern. So hieß es in der ARD-Spielfilmbroschüre des Jahres 1968/69: "Trotzdem geht es bei allen Programmüberlegungen um mögliche Annäherungen. Was nichts mit Nivellierung und Einpendeln auf eine Mittellinie zu tun hat. Die Unruhe, die sich nicht nur am, sondern gerade auch im Film in letzter Zeit spürbar macht, darf den Zuschauern nicht vorenthalten werden. Intellektuelle haben sich angewöhnt, über die 'Traumfabrik' und die Muster bestimmter Filmgenres nicht mehr nur herablassend zu urteilen, sondern deren Berechtigung jenseits aller Vorstellungen von 'Kulturgut' anzuerkennen und sogar ihr (Pop-)Vergnügen daran zu finden. Unterhaltung und Vergnügen sind (selbst in der soziologischen) Kulturkritik nicht mehr von vornherein negativ belastete Begriffe. Andererseits ist das Unterhaltung suchende Fernsehpublikum mehr und mehr daran gewöhnt, den Begriff weiter zu fassen, auch Vergnügen am Ungewohnten, an der Information und Provokation zu finden." 1)

Die Filmredakteure hatten es mit ihren Bemühungen um das Ungewohnte in den Anstalten nicht immer leicht, sollte doch gerade der Spielfilm dazu da sein, die geringen Einschaltquoten von Magazinen und Informationssendungen wettzumachen. Dazu aber trug weder Godard noch Bertolucci, nicht einmal Ernst Lubitsch so recht bei. Wollten sie ihr eigenes anspruchsvolles Konzept nicht verraten, mußten die Redakteure zu einer List greifen: sie mußten das Spielfilmprogramm, das ihnen eigentlich am Herzen lag, mit zahlreichen Filmen garnieren, bei denen sie hoher Sehbeteiligungen sicher sein konnten. So fanden sich bald Heinz Rühmann und Truffaut, Louis de Funès und Bunuel einträchtig nebeneinander - und die Überschriften in den Programmbroschüren wurden vorsichtiger, sprachen nun von "Attraktion und Information" (1969), vom "Filmprogramm für 40 Millionen" (1973) und bestätigten dem Leser beschwörend: "Kein Mangel an guten Filmen" (1975). Ein Absatz aus der ARD-Programmbroschüre des Jahres 1973 macht deutlich, was sich hinter den Kulissen an Diskussionen tat: "Was heißt Verpflichtung gegenüber der Öffentlichkeit, gegenüber dem Medium Film? Bedeutet sie die Bevorzugung elitärer Ansprüche, esoterischer Einzelleistungen auf dem Gebiet des Films? Gewiß beinhaltet sie Befriedigung auch dieser Erwartungen, doch darf damit nicht die Mißachtung der Unterhaltungsansprüche des Millionenpublikums einhergehen. 'Auf Gegenkurs zum Kino-Kommerz' kann man nicht nur gehen, indem man die Massen verschreckt und schließlich ganz vom Bildschirm vertreibt, sondern auch, indem man dem Gewünschten und

1) "Spielfilme im Deutschen Fernsehen ARD 1968/69". Frankfurt 1968, S. 4

Gewohnten schrittweise das Neue und Ungesicherte hinzufügt. Man täusche sich nicht in der Beurteilung des Publikumsgeschmacks; Rühmann-Filme und Expeditionsberichte wie Schuhmachers 'Alaska - Wildnis am Rande der Welt' stehen nach wie vor in der Gunst ganz oben. Es gibt jedoch viele Möglichkeiten, um Zuschauer z.B. an andere, subtilere Formen der Filmkomik, an ungewohnte Themen und Erzählweisen heranzuführen." 2)

In all diesen Jahren hatten wenigstens die Dritten Programme noch ihre Spielwiese. Dort konnten unangefochten die kompliziertesten und exotischsten Filme gesendet werden; dort gab es nicht einmal einen Vorbehalt gegen Untertitel. Im Lauf der Jahre hat sich auch das gründlich geändert. Mit der Zunahme der Spielfilmtermine in den "Dritten" und mit ihrem stufenweisen Ausbau zu Vollprogrammen oder doch zumindest zu vollwertigen Alternativprogrammen wurden die Filmredakteure auch hier zu vermehrter Attraktivität angehalten. Heute wetteifern einige Dritte Programme mit den beiden "Großen" geradezu um die Gunst des Publikums. Es ist bezeichnend, daß von den Spielfilmen, die die Dritten Programme aus dem Pool des Gemeinschaftsprogramms nachspielen, nur ganz wenige noch aus der Kategorie der Studio-Filme kommen. Größter Beliebtheit erfreuen sich auch dort vielmehr die "Konzessionen" an den vermeintlichen oder wirklichen Publikumsgeschmack, jedenfalls die Filme mit den höchsten Einschaltquoten.

So sind wir heute - ohne bereits die Konkurrenz eines kommerziellen Fernsehprogramms zu besitzen - auf einem Standard angelangt, der im Spielfilmprogramm zwar keineswegs auf Anspruch verzichtet, der sich aber mehr als jemals zuvor in der Geschichte des deutschen Fernsehens an den Kriterien der Akzeptanz und der Sehbeteiligung ausrichtet. Entwicklungen dieser Art bleiben natürlich nicht ohne Auswirkung auf die Aktivitäten in der Filmbeschaffung. Zu einer Zeit, als das Neue und Ungewohnte in stärkerem Maße gefragt war als heute, spielten z.B. auch kleine europäische Länder, nicht zuletzt osteuropäische, eine wichtige Rolle. In den sechziger und frühen siebziger Jahren widmeten ARD und ZDF ziemlich regelmäßig ganze Programmreihen dem skandinavischen, dem polnischen oder jugoslawischen Film. Heute sind es nur noch Einzelstücke, die aus solchen Ländern in unser Fernsehprogramm kommen. Dabei spielt freilich auch eine deutliche Wandlung in den Produktionskapazitäten und -qualitäten eine Rolle. Selbst traditionelle Filmländer wie England, Frankreich und Italien haben heute bei weitem nicht mehr so viele qualitativ beachtliche Filme zu bieten wie noch vor zehn Jahren. Ein allgemeiner Niveaurückgang in der gesamten europäischen Filmproduktion ist unübersehbar. Nur die Entwicklung in der Bundesrepublik ist eher umgekehrt verlaufen, wahrscheinlich, weil wir unsere "Neue Welle" zehn Jahre später hatten als die Franzosen und Italiener.

Will man heute Ausschau halten nach dem Ungewohnten, so muß man sich schon weiter weg bewegen. Zu entdecken gibt es immer

2) "Spielfilme im Deutschen Fernsehen ARD 1973". Frankfurt 1972. S. 4

noch genug. Das ZDF wurde unlängst in Mexiko und Neuseeland fündig, die ARD in Thailand und auf den Philippinen, beide Programme in der von Jahr zu Jahr anschwellenden Filmproduktion der Volksrepublik China. Ungebrochen und unverändert ist eigentlich nur die Wichtigkeit des amerikanischen Filmmarkts. Aber auch dort ist vieles in Bewegung, hat sich die Medienlandschaft auch auf dem Sektor der Filmproduktion gegenüber den Zeiten des traditionellen Hollywoods entscheidend verändert. Die großen alten Filmgesellschaften, in früheren Jahrzehnten von einflußreichen Mogulen der Branche beherrscht, die jeder Firma ihr unverwechselbares Gepräge gaben, sind zu Teilen von Konzernen geworden, Konglomeraten, die ebensogut im Hotel- und Grundstücksgeschäft, in Versicherungen, Schallplatten und Autos zu Hause sind wie im Film. Es werden immer weniger Filme für immer mehr Geld produziert. 1972 erbrachten die zehn erfolgreichsten Filme zusammen Einnahmen von 123 Millionen \$, 1977 spielten die zehn Spitzenreiter zusammen 424 Millionen \$ ein; heute erreicht ein einziger Film, "E.T." nämlich, die gleiche Zahl von knapp einer halben Milliarde Dollar. Neben die "Major Companies" ist eine Vielzahl von "Unabhängigen" getreten, von denen einige Gesellschaften dabei sind, die Größenordnung der Majors allmählich zu erreichen. Und außerdem gibt es eine Menge von kleinen und kleinsten Produzenten, die bewußt Filme produzieren, die sich von den Hollywood-Mustern unterscheiden, Filme also, die gerade für den Bedarf europäischer nichtkommerzieller Fernsehsysteme interessant sind, weil sie ein anderes, häufig sehr viel realistischeres Bild des heutigen Amerikas entwerfen.

Doch vielleicht zunächst noch ein Wort zur Organisation der Filmbeschaffung in den deutschen Fernsehsystemen. Das ZDF als zentrale Anstalt hat es da relativ einfach, denn der Spielfilmeinkauf ist Teil des gesamten Einkaufs von Fremdproduktionen. Auch dort gibt es aber - wie bei der ARD - eine säuberliche Trennung nach Programm- und geschäftlicher Entscheidung. Die Kaufverhandlungen setzen eine programmliche Stellungnahme der ZDF-Filmredaktion voraus. Die neun in der ARD zusammengeschlossenen, Fernsehen betreibenden Landesrundfunkanstalten haben den Spielfilm- (und übrigens auch den Serieneinkauf) einer gemeinsamen Tochtergesellschaft übertragen, der DEGETO-Film GmbH. mit Sitz in Frankfurt und München. Die DEGETO kauft jährlich im Auftrag der ARD rund 180 Spielfilme und 180 Serien-Episoden, im Auftrag einzelner Anstalten zusätzlich rund 200 Fernsehproduktionen. Ihr angegliedert, aber in der Verantwortlichkeit dem Programmdirektor Deutsches Fernsehen unterstellt, ist eine Filmredaktion, die die Auswahl der Filme vornimmt und sie hernach auch im Programm betreut. Die Dritten Programme wiederum haben ihre eigenen Filmredaktionen. Sie kaufen jedoch nur einen Teil der benötigten Spielfilme selbst ein und beziehen den nicht unbeträchtlichen Rest aus dem Pool der DEGETO.

Wie sich die Arbeit der Filmredaktionen in der Praxis darstellt, ließ sich gerade in einer Broschüre des ZDF aus Anlaß des zwanzigsten Jahrestages des ZDF-Programms nachlesen. Der Leiter der Filmredaktion, Klaus Brüne, resümierte dort (und seine Angaben lassen sich durchaus auf die ARD-Filmredaktion übertragen): "2220 von der Filmredaktion ausgewählte und

betreute Spielfilme sind in diesen zwei Jahrzehnten ausgestrahlt worden, einmal oder mehrfach. Für die redaktionelle Auswahl standen uns rund 40 000 Filmangebote aus aller Welt zur Verfügung. 30 000 von ihnen haben wir aus qualitativen oder thematischen Gründen zur Eignungsprüfung gar nicht erst angefordert. Die etwa 10 000, die übrigblieben, haben wir Film für Film in Mainz oder Wiesbaden besichtigt, auf Qualität, Programmeignung und Sendeplatz hin diskutiert, verworfen, zurückgestellt oder zum Ankauf akzeptiert. Hinzu kamen die unzähligen Produktionen, die uns bei Festivals und in den Filmzentren des Auslands begegneten. Auf diese Weise wurde nicht nur unser Programmbedarf für die vergangenen zwanzig Jahre gedeckt, sondern gleichzeitig ein beträchtlicher Vorrat angelegt, aus dem wir noch jahrelang schöpfen können." 3)

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Zahl der in den verschiedenen Programmen gesendeten Filme. Das erste komplette Jahr, das sich für eine solche vergleichende Betrachtung eignet, ist das Jahr 1964. Damals strahlte die ARD 91, das ZDF 82 Spielfilme aus. Im folgenden Jahr traten drei Dritte Programme mit zunächst zaghaften 30 Filmen hinzu. Bis zum Jahr 1972 stieg die Zahl der in ARD und ZDF gesendeten Filme kontinuierlich an und erreichte eine Höchstzahl von 163 und 178 Filmen. Auf diesem Stand stagnierte die Filmausstrahlung - nicht zuletzt aufgrund der Kooperation mit der Filmförderungsanstalt - mehrere Jahre lang. Nur die fünf Dritten Programme erhöhten kräftig ihre Anteile und erreichten 1976 bereits 684 Filme, von denen allein der Bayerische Rundfunk rund 200 gesendet hat. Aber von 1978 an war die Steigerung dann nicht mehr aufzuhalten. 1982 strahlte die ARD 262 Spielfilme aus, das ZDF 257, während die Dritten Programme 855 Filme sendeten. Bei diesen Zahlen ist freilich zu berücksichtigen, daß sie alle Filme aus dem Filmförderungsabkommen und alle Wiederholungen (z.B. auch an Vormittagen) enthalten. Immerhin, es gab also in einem Jahr insgesamt 1374 Spielfilm-Sendungen oder im Schnitt fast 4 Spielfilme täglich 4).

Wenn hier von der Filmbeschaffung für das Fernsehen die Rede ist, müssen natürlich auch Fragen der Einkaufsmethoden und -modalitäten, der Wertigkeit des Produkts und der Preise angesprochen werden. Eine große Rolle spielt in der Diskussion immer wieder, ob der direkte Einkauf beim Produzenten oder der Kauf über einen Zwischenhändler vorteilhafter ist. Auf den ersten Blick spricht sicher vieles für den direkten Einkauf; denn es liegt auf der Hand, daß der Zwischenhändler zusätzlichen Gewinn machen möchte und deshalb das Einzelprodukt nur mit einem entsprechenden Aufschlag an den Verbraucher veräußern kann. Überall da, wo es um den Erwerb eines einzelnen oder weniger, sozusagen handverlesener Filme geht, ist deshalb in der Tat das Geschäft mit dem Produzenten für die Fernsehanstalten am vorteilhaftesten. Es sei denn, es hat Auswahl und Ankauf eine

3) "Der Spielfilm im ZDF 1/1983". Mainz 1982. S. 2

4) Siehe dazu ausführlich die im Anschluß abgedruckte Tabelle

mühevoller und mit erheblichen Kosten verbundene Sondierungsarbeit vorauszugehen, z.B. in einem filmisch noch weitgehend unbekannten exotischen Land. In solchen Fällen kann die Inanspruchnahme des Know How eines dort eingeführten und bereits tätigen Zwischenhändlers von Vorteil und letztlich trotz höherer Gestehungspreise kostengünstiger sein.

Nun werden aber bekanntlich die wenigsten Filme einzeln gekauft, sondern es handelt sich meist um mehr oder weniger große Pakete. In diesen Fällen ist sorgsam abzuwägen, welcher Weg der sinnvollere ist. Handelt es sich um eine in sich geschlossene Gruppe von Filmen, die man erwerben möchte, so ist allemal der Gang zum Produzenten der beste und billigste. Der Zwischenhändler hingegen kommt zum Zuge, wenn es ihm gelungen ist, geschäftlich attraktive Einheiten bei den verschiedensten Rechteinhabern zu erwerben und zu einem Gesamtpaket zusammenzustellen, aus dem die Anstalten nunmehr nach eigenem Gusto auswählen können. Indem die deutschen Fernsehsysteme über Jahre hinweg beide Wege beschritten haben, freilich mit einer eindeutig erkennbaren fortschreitenden Tendenz zum Direktgeschäft, ist es ihnen gelungen, die für Spielfilme zu zahlenden Preise stabil zu halten. Die Steigerungen der Einkaufspreise für Spielfilme in den letzten zehn Jahren liegen ganz erheblich unter den Steigerungsraten der Lebenshaltung. Preise von mehreren Millionen Dollar, wie sie in England, Frankreich und Italien bereits für Filme wie "Erdbeben", "Der weiße Hai" oder "Vom Winde verweht" gezahlt worden sind, hat es in Deutschland nie gegeben. Wie weit diese sparsame Einkaufspolitik allerdings in Zukunft aufrechterhalten werden kann, vermag ich nicht zu beantworten. Allein die Preise, die heute bereits für Kassettenrechte gezahlt werden, haben das bisher so solide Gefüge erschüttert; die zu erwartenden Veränderungen im Medienbereich werden möglicherweise zu noch nicht absehbaren Preissteigerungen führen.

Das ist auch einer der Gründe, warum sich die Filmbeschaffung der Fernsehanstalten heute vor ganz neue Aufgaben gestellt sieht. War es früher ausreichend, in der Einkaufsplanung den Bedarf der nächsten drei oder vier Jahre zu berücksichtigen, so wird man zukünftig dem Gedanken einer vernünftigen Vorratshaltung auf lange Sicht nähertreten müssen. Filme für die zweite Hälfte der achtziger Jahre, ja für die neunziger Jahre zu heutigen Preisen zu erwerben, ist nicht nur ein wirtschaftliches Gebot, sondern auch eine ins Auge zu fassende Notwendigkeit im Hinblick auf den sich durch Kabel- und Satellitenprogramme verstärkenden Bedarf und die sicherlich weiter zunehmende Konkurrenz.

Jedes Fernsehprogramm der Welt entwickelt für seine spezifischen Verhältnisse eigene Urteilkriterien, die der Auswahl und Programmierung zugrundeliegen, Kriterien, die ihrerseits wieder dem gesellschaftlichen Wandel unterworfen sind. Es würde zu weit führen, im Zusammenhang dieses Referats auf alle möglichen Kategorien einzugehen, die für unsere Fernsehsysteme in der Bundesrepublik bei der Spielfilmbeschaffung eine Rolle spielen. Dennoch sollen einige wichtige erwähnt werden. Motivierend für die Übernahme eines Spielfilms ist insbesondere das Dreigestirn "künstlerische Qualität - Unterhaltungsqualität -

Informationsqualität". Dabei sind die Kriterien der Beurteilung aus den jeweiligen Genres abzuleiten, nicht etwa einem abstrakten, als allgemeingültig angesehenen Maßstab zu entlehnen. Einer näheren Erläuterung bedarf vielleicht der Begriff der Informationsqualität. Sie ist alternativ oder additiv als kulturelle, politische oder soziale Qualität gemeint, vor allem als die Information über sozio-kulturelle Strukturen, Veränderungen, Erkenntnisse in vertrauten oder in fremden Produktionsländern. Hierzu gehören auch die dem Medium selbst immanenten Entwicklungen: neue Stile, neue Formen, neue Moden.

Andererseits sind eine Reihe von Kriterien zu beachten, die sich möglicherweise negativ auf die Entscheidung über die Fernseh-eignung eines Films auswirken können. Neben den für die Bestimmung des Sendeplatzes erheblichen Überlegungen über Jugendeignung und alle damit in Zusammenhang stehenden Fragen hat in den letzten zehn Jahren insbesondere das Problem der Gewaltdarstellung eine große Rolle gespielt. Die Rundfunkanstalten haben diesem Thema immer wieder besondere Aufmerksamkeit gewidmet, sie haben Tagungen und Diskussionen unter den Programmverantwortlichen initiiert, wissenschaftliche Untersuchungen der verschiedensten Teilbereiche angeregt und vor allem auch im Nachhinein immer wieder Sendungen und Sendeformen auf ihre Übereinstimmung mit den gefundenen Erkenntnissen überprüft.

Für die konkrete Unterbringung der erworbenen Filme im Programm spielen das zwischen ARD und ZDF ausgehandelte Programmschema und die jeweilige Profilierung der Filmtermine die entscheidende Rolle. Seit Gründung der Filmredaktionen haben sich auch die Zuschauer an Spielfilm-Reihen wie "Der besondere Film" oder "Das Film-Festival" gewöhnt und ihre Ansprüche darauf eingestellt. Anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens reflektierte die ARD-Filmredaktion über ihre Profilierung des Spielfilmprogramms: "Die zunehmende Zahl der Termine erlaubte es, unterstützt durch die rasche kaufmännische Verwirklichung der Redaktionsziele seitens der DEGETO, Akzente zu setzen, Reihen wie 'Das Film-Festival', 'Der Studio-Film', 'Die Film-Premiere' einzuführen, Gruppen mit ausgewählten Filmen bestimmter Regisseure, Genres, Länder zu bilden und entweder in dichter Reihenfolge oder kontinuierlich über längere Zeit ins Programm zu nehmen. Es wurde versucht, Barrieren zwischen Unterhaltung und künstlerischem Anspruch abzubauen; die Leistungen Hollywoods von Keaton bis Hawks, die mit europäischem Kulturhochmut gern abschätzig betrachtet wurden, beharrlich herauszustellen; neueste Tendenzen in vielen Filmländern der Welt frühzeitig aufzuspüren und aktuell zu programmieren; Filme, wenn möglich, auch als Informationsmittel zu nutzen. Das Kino sollte auf diese Weise ergänzt, nicht ersetzt werden. Aktive Spielfilm-Programmarbeit im Fernsehen machte deutlich, daß der Spielfilm nunmehr nicht länger einem Medium allein gehörte. Produktion und Vertrieb, zunehmend auch Koproduktion, stellten sich auf diese neue Situation ein." 5)

Reihenbildung im Fernsehen, das kommt in dieser Äußerung zu kurz, ist oft eine mühselige, weil pädagogische Arbeit. Sie dient ja nicht nur der Zusammenfassung von Filmen ähnlichen

5) "Spielfilme im Deutschen Fernsehen ARD 1976". Frankfurt 1975. S. 4

Inhalts, ähnlicher Herkunft oder desselben Regisseurs, sie soll vornehmlich auch einen Beitrag leisten zur Förderung der Filmbildung und -erfahrung, zur Schärfung des eigenen Urteils des Zuschauers, nicht zuletzt zur Entwicklung des Filmgeschmacks. Häufig gehört viel Geduld dazu, diese Ziele zu erreichen. So wurden die ersten Filme von Ernst Lubitsch, die bei der ARD gezeigt wurden, keineswegs zum Erfolg. Diese Art von "sophisticated comedy" war dem deutschen Publikum fremd. Erst allmählich kam es auf den Geschmack. Heute zählen Lubitsch-Filme zu den garantierten Erfolgen im Fernsehen. Ähnlich war es mit Claude Chabrol, mit Bunuel oder Bergman, mit den despektierlichen Filmen der Marx Brothers. Rückblickend sollte nicht verkannt werden, daß der Einfluß des Fernsehens Rückwirkungen auf das Rezeptionsverhalten des Zuschauers im Kino gehabt hat. Kamen Filme der genannten Art in den sechziger und frühen siebziger Jahren erst gar nicht in einem deutschen Filmverleih heraus, so begannen sich allmählich Kinos und Verleiher auch für die "riskanten" Filme wieder zu interessieren. Das Kinoprogramm wurde farbiger, moderner, risikofreudiger und zwang nunmehr seinerseits die Filmredaktionen der Fernsehanstalten zu vermehrten Anstrengungen bei der Suche nach dem Neuen und Ungewohnten.

Dennoch war und blieb das Verhältnis des Kinos und seiner Apologeten, der Kritiker, zum Fernsehen gestört. Die Verschiedenartigkeit der Motive dieses unversiegtten Freund-Feind-Verhältnisses verrät ihrerseits mehr über die Entwicklung des Spielfilmprogramms im Fernsehen als die simple Analyse der Fakten. Überschreiben könnte man die jahrzehntelange Fehde mit einem Satz von Rupert Neudeck: "Filmkritik in der Bundesrepublik lebt vom Affekt gegen das Fernsehen. Und dieser Affekt wird größer mit dem geheimen, aber verdrängten Wissen, daß das Fernsehen einer, wenn nicht der einzige Faktor ist, der den deutschen Film über Wasser hält."

Doch gehen wir historisch vor. Begonnen hat die Auseinandersetzung mit dem Manifest der deutschen Filmwirtschaft "Keinen Meter Film für das deutsche Fernsehen", woraufhin sie alsbald 100 deutsche Filme für 10 Millionen DM an das Fernsehen verkaufte. Als ARD und ZDF ihre Filmredaktionen einrichteten, war die Kinosituation miserabel, der Mangel an guten Filmen evident, der Informationsrückstand des Publikums enorm. Folglich begrüßte zunächst die gesamte Filmkritik die Versuche des Fernsehens, Versäumtes aufzuarbeiten. "Wir werden uns damit abfinden müssen", schrieb Wilfried Berghahn, "daß die Premiere manch eines wichtigen Films in Zukunft nicht mehr im Kino stattfindet, sondern im Fernsehen. Ob er danach noch auf die Leinwand kommt, für die er eigentlich gemacht war, wird dann allein vom Kunstverstand der Theaterbesitzer abhängen... Wahrscheinlich sollte man dem Fernsehen raten, noch viel mehr wichtige Filme zu kaufen und dabei nicht zu warten, was wohl von der Herren Verleiher Tische fällt, sondern bewußt aufzukaufen, wegzukaufen, Konkurrenz zu machen und die Verleiher auf ihren abgenudelten Plotten, die kein Geschäft mehr versprechen, die sie ach so gerne ans Fernsehen verramschen, sitzen zu lassen. Wahrscheinlich wäre das der einzige Weg, die Großverleiher aufzuschrecken." 6) Und

6) "Filmkritik", Jg. 1963. Heft 2. S. 49 f.

ähnlich Wolfram Schütte: "Es ist nahezu unmöglich, von der ARD-Filmredaktion nicht gefesselt zu sein oder zu werden: von der Konsequenz ihres Programmkonzepts, der Vielfalt und Breite ihres Filmangebots, der Findigkeit (und Fündigkeit) ihrer Recherchierarbeit und ihrem entdeckenden und aufklärerischen Elan. Die Programmübersicht, die sie Mitte dieser Woche über ihre Filme bis Ende 1971 gab, läßt Wünsche nur noch offen für Schmöcke, die im Kino lieber sähen, was das Fernsehen auf breiter Palette bietet. Aber sähen wir die Filme nicht hier, wir sähen sie nimmermehr dort." 7)

Bald danach kehrte sich das Bild um. Die Bedenken wurden eingeläutet über eine kritische Reflexion der Rezeptionsmöglichkeiten. "Das haben auch wir eine Zeitlang geglaubt und verbreitet: daß das Kino nun im Fernsehen stattfindet, daß 'Der besondere Film' und 'Das Film-Festival' und die Dritten Programme die Aufgaben von Premierenkinos, Studiotheatern und Filmclubs übernommen hätten. Filme, die früher nur ein paar hunderttausend Filmbesucher, vielleicht nur fünfzigtausend Filmclubmitglieder sehen konnten, und sogar einige, die nicht einmal diese Chance bekamen, erreichten über das Fernsehen mehrere Millionen. Einige kritische Filmfreunde in den Redaktionen des Fernsehens, schien es, würden mehr ausrichten können als jahrelang das Häuflein Gutwilliger in der Filmwirtschaft. In Wahrheit bekamen wir für ein an Hoffnungen armes Chaos nur eine gut geordnete Hoffnungslosigkeit eingetauscht. Ein Kinofilm im Fernsehen - was ist das? Auch wenn er nicht farbig gedreht wurde und man ihn, wie neun von zehn Zuschauern, nur schwarz-weiß sehen kann. Auch wenn er nicht für Super- oder Cinemascope bestimmt war und nun zurechtgeschneit wird. Auch wenn er nicht eingedeutscht, sondern im Original gezeigt wird. Auch dann ist ein Film im Fernsehen nur das Echo eines Films, den man im Kino gesehen hat." 8)

Das Hauptargument aber traf das Fernsehen unmittelbar: das finanzstarke Fernsehen kaufe dem Kino die Filme vor der Nase weg. H.C. Blumenberg: "Beim Fernsehen indessen denkt man anders, besonders in der ARD-Spielfilm-Redaktion die offenbar das Ziel verfolgt, alle wichtigen neuen Filme sofort aufzukaufen. Da heißt es dann (in der Broschüre 'Spielfilme im Deutschen Fernsehen 1971') zu dem von Patalas formulierten Einwand: 'Millionen von interessierten Fernsehzuschauern sollen offensichtlich zunächst auf die Bekanntschaft wichtiger Filme verzichten - zugunsten der Minderheit interessierter Kinogänger'. Was sich hier zunächst ganz demokratisch anhört, verrät bei näherem Hinsehen die fröhliche Arroganz der Fernsehleute, die beim Ankauf von schwierigen Kino-Filmen schon jetzt fast ein Monopol haben. Viele Filme werden sofort vom Fernsehen gekauft, ohne daß irgendjemand sonst überhaupt eine Chance hätte, sich die Rechte zu sichern. Und wer will schon das Risiko eingehen, einen Film noch in die Kinos zu bringen, nachdem ihn die TV-Konkurrenz längst einem Millionen-Publikum vorgestellt hat." 9) Die Fehde der feindlichen Brüder ist nie ganz zur Ruhe gekommen. Die Heftigkeit der Auseinandersetzung wurde lediglich gemildert durch

7) "Frankfurter Rundschau" vom 27.11.1970

8) "Filmkritik", Jg. 1970. Heft 2. S. 472 f.

9) "Kölner Stadt-Anzeiger" vom 3.12.1970

die Kontinuität des Film-/Fernsehabkommens, dem zahlreiche Filmemacher der jungen Generation ihren Start zu verdanken haben.

Die Zusammenarbeit der Rundfunkanstalten mit der Filmwirtschaft im Rahmen der seit 1974 bestehenden Filmförderung hat sich bewährt. Jenseits aller Fachdiskussionen über die ästhetische Verschiedenheit der beiden Medien und die vermeintliche Gegensätzlichkeit ihrer Bedürfnisse haben eine Vielzahl wichtiger Filme diesem Abkommen ihre Existenz zu verdanken. Seit Bestehen des Abkommens haben die Rundfunkanstalten zur Durchführung von Gemeinschaftsproduktionen zwischen Film und Fernsehen 123 Millionen DM aufgebracht. Die Filmindustrie hat einen nicht zu unterschätzenden Ansporn erhalten, das Fernsehen den Zugriff auf neue deutsche Filme, deren Niveau es selbst durch die Auswahlgremien entscheidend mitbestimmen kann. Film und Fernsehen sind sich zu jeder Zeit darüber einig gewesen, daß das Abkommen unbedingt fortgesetzt werden muß. Dennoch gab es hinsichtlich der Kooperation immer wieder Diskussionen, die der Auseinandersetzung um das Filmprogramm im Fernsehen sehr ähnlich sehen. Das Fernsehen wurde zum Übeltäter gestempelt, wenn geförderte Filme im Kino erfolglos blieben. Der negative Einfluß der Fernseh-dramaturgien wurde ebenso zitiert wie die Selbstzensur, die sich Autoren im Hinblick auf die erwarteten Förderungsgelder auferlegt hätten. Nur bei Erfolgen, sei es der "Blechtrommel", des "Boots" oder des "Fitzcarraldo", blieb die Mitwirkung des Fernsehens stets unerwähnt.

Das Fernsehen in der Bundesrepublik wird mit dieser Haßliebe leben müssen. Spielfilme sind und werden auch in Zukunft in der Beliebtheitsskala der Fernsehsparten ganz oben anzusiedeln sein. Die Filmwirtschaft andererseits kann ohne die Kooperation mit dem Fernsehen wirtschaftlich nicht mehr auskommen. Vielleicht wird zukünftig die stärkere Diversifizierung der optischen Medien dazu beitragen, einen etwas kühleren Kopf zu bewahren, das Nebeneinander der verschiedenen Rezeptionsmöglichkeiten eines Spielfilms nüchterner einzuschätzen. Die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten beweisen, daß gerade unter marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten die vielfältige Nutzung von Spielfilmen eine neue Chance darstellt. Kino, Video-Kassette, Pay-Cable und Fernsehen schließen sich nicht, wie man zuvor befürchtet hatte, gegenseitig aus, sondern addieren sich zu einer sehr viel breiteren und intensiveren Nutzung des Produkts. Hierzulande hat die Medienlandschaft gerade erst begonnen, sich in neue Richtungen zu öffnen. Und wie stets in einer sich öffnenden Situation sind die mit ihr verbundenen Diskussionen vorerst noch weitgehend bestimmt von Besorgnis. Stichworte wie "Medienüberflutung" und "Bildungsschutz" beherrschen die Auseinandersetzung. Das Bundesverfassungsgericht hat die Ausweitung der Fernsehangebote enger gezogen, indem es Fernsehinitiativen in uneingeschränkt privater Regie untersagt hat. Andererseits sind mit den diversen Kabelpilotprojekten inzwischen die Weichen in eine neue Richtung gestellt.

Beschaffung und Auswertung von Spielfilmen in den Fernsehprogrammen werden von solchen Entwicklungen nicht unbeeinflusst

bleiben können. Die Rundfunkanstalten haben begonnen, sich auf die veränderte Situation einzustellen. Sie denken über die eigene Beteiligung an Kabelprojekten, über Satellitenfernsehen oder über eine Ausweitung der Vorratshaltung im Bereich der Soft Ware nach. Dieses Referat scheint mir deshalb zum heutigen Zeitpunkt in entscheidenden Teilen bereits ein historisches zu sein. Die Veränderungen der nächsten Jahre werden gravierender in die programmlichen und ökonomischen Abläufe bei den Rundfunkanstalten eingreifen als jemals seit Bestehen des Fernsehens.

FILMSENDUNGEN 1964 - 1982

Jahr	ARD I	ZDF	ARD II				
			BR	HR	N 3	S 3	WDR
1964	91	82	-	-	-	-	-
1965	105	88	18	7	5	-	-
1966	91	131	20	20	8	-	47
1967	115	157	32	12	17	-	52
1968	126	151	54	5	24	-	47
1969	136	146	62	14	30	26	82
1970	141	163	109	62	30	36	96
1971	158	177	112	48	38	44	106
1972	163	178	98	64	46	43	99
1973	144	173	115	66	43	55	91
1974	155	172	131	64	53	57	97
1975	167	179	142	73	65	55	87
1976	149	175	198	148	107	82	149
1977	154	178	212	123	125	84	143
1978	221+) (203/Degeto-Stock)	215	238	109	127	120	155
1979	225+) (203/Degeto-Stock)	215	255	137	151	179	166
1980	223+) (208/Degeto-Stock)	214	239	130	133	186	169
1981	263+) (217/Degeto-Stock)	277	233	123	131	186	151
1982	262+) (209/Degeto-Stock)	257	249	129	135	190	152

Bemerkungen:

1. Die Zahlen dieser Zusammenstellung stammen aus den diversen Taschenbüchern der Statistischen Abteilung der SPIO.
2. Da das ZDF seinen Sendebetrieb am 1.4.1963 aufgenommen hat, beginnt diese Zusammenstellung mit dem Kalenderjahr 1964, wodurch die Gegenüberstellung ARD/ZDF möglich ist.
3. -+) Die z.T. starken Abweichungen der SPIO- und DEGETO-Zahlen basieren auf der Tatsache, daß die SPIO - und dieser Praxis kann nicht widersprochen werden - einmal die Koproduktionen aus dem Film-/Fernsehabkommen, zum anderen die gerade in den letzten Jahren stark gestiegenen Spielfilmsendungen einzelner Anstalten in den Kinder-, Jugend- und ganz allgemein Nachmittagsprogrammen in ihre in ihre Berechnungen

Wolfram Wessels
DER 9. NOVEMBER, "WEIHEVOLLSTER TAG" IM "DRITTEN REICH"
Ein Versuch zur Programmgeschichte

I.

Von Programmgeschichte ist in den letzten Jahren in den MITTEILUNGEN häufig die Rede gewesen, nicht zuletzt im Gefolge der 12. Jahrestagung des Studienkreises 1981, die ausschließlich diesem Thema gewidmet war. Knut Hickethier erschien das zu Recht reichlich spät, denn schließlich stellt das Programm den Mittelpunkt der Veranstaltung 'Rundfunk' dar 1). Die Gründe für diese 'Verspätung' wurden gesucht und gefunden: In der Komplexität des Gegenstands selbst 2), in Methodenproblemen 3) und der Wissenschaftsgeschichte allgemein 4). Statt sich mit dem Gegenstand selbst zu befassen, wick man jedoch aus: in Theoriediskussionen, die in hochgesteckte Anforderungen und Erwartungen mündeten oder vorschneller Resignation 5) oder in Beschränkung auf das vertraute Terrain der "Bausteine" 6). Was nicht in den Blick rückte, war das Programm. Erst gegen Ende der Diskussion findet sich die Feststellung: "Ein Programm ist etwas Zusammengesetztes. Es besteht aus Einzelteilen, aus Sendungen mit spezifischen Inhalten und unterschiedlichen Vermittlungsformen, die mehr oder weniger deutlich voneinander abgegrenzt sind" 7). Knut Hickethier betont weiter, daß neben der Betrachtung einzelner Programmformen auch übergreifende Gesichtspunkte berücksichtigt werden müssen: "Ausgehend davon, daß das Programm mehr ist als die Summe seiner Einzelteile, ist besonders zu erörtern die Systematik der Programmformen, die Struktur des Programms, die Programmverbindungen zwischen den einzelnen Sendungen, quasi die 'Scharniere' des Programms, und die programmformen-übergreifenden gemeinsamen Angebotsstrukturen" 8). Es genügt nicht, Programmgeschichte isoliert als Sparten-Geschichte zu schreiben, ohne Bezug auf das Gesamtprogramm zu nehmen, in dem sie stehen; ist

1) Knut Hickethier: Kleinere Schritte. Programmgeschichte als Tagungsthema, in: Medium 12. Jg. (1982). Nr. 1. S. 49.

2) Vgl. Winfried B. Lerg: Programmgeschichte als Auftrag - Eine Bilanz und eine Begründung, in: MITTEILUNGEN 8. Jg. (1982). Nr. 1. S. 6-17.

3) Norbert Weigend: Theoretische Anforderungen und Möglichkeiten in der Planung programmgeschichtlicher Forschung, in: MITTEILUNGEN 8. Jg. (1982). Nr. 3. S. 132-143.

4) Knut Hickethier: Kleinere Schritte, a.a.O.

5) Hans Bausch, zitiert bei Winfried B. Lerg: Programmgeschichte als Auftrag. a.a.O. S. 16 f.

6) Vgl. Karl Prümm: Erfahrungen und offene Fragen: 1. Literatur und Hörspiel, in: MITTEILUNGEN 8. Jg. (1982). Nr. 2. S. 74-80; Peter von Rüden: Erfahrungen und offene Fragen: 2. Spiel und Unterhaltung, in: MITTEILUNGEN 8. Jg. (1982). Nr. 2. S. 85-89.

7) Knut Hickethier: Gattungsgeschichte oder gattungsübergreifende Programmgeschichte? Zu einigen Aspekten der Programmgeschichte des Fernsehens, in: MITTEILUNGEN 8. Jg. (1982). Nr. 3. S. 144-155; 145.

8) Ebenda. S. 149.

es doch erst die Kombination der verschiedenen Sparten, die vielleicht auch in anderen Zusammenhängen denkbar wären 9), welche aus ihnen ein Rundfunkprogramm macht. Wenn "Programm mehr ist als die Summe seiner Einzelteile" 10), müßte dieses "mehr" eine neue beschreibbare Einheit sein. Gegenstand des Interesses wären dann nicht mehr die Sparten oder Formen, sondern "Programm", d.h. die Frage nach dem 'wie' und 'wann' der Abfolge von Sendungen. Gefragt wäre eine "Dramaturgie des Rundfunks", wie sie Eugen Kurt Fischer 1942 - bisher als einziger - zu schreiben versuchte 11). Die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens liegen primär darin, daß "Programm" eine potentiell unendliche Veranstaltung ist, was ja auch unter dem Stichwort "permanentes Programm" diskutiert und kritisiert wird. Um dieses methodische Problem zu lösen, müßte man einfach überschaubare zeitliche Einheiten (ein Tages-, Wochen-, Monats- oder Jahresprogramm z.B.) herauspräparieren, und im Vergleich mit entsprechenden Einheiten müßte sich dann "Programmgeschichte" konstituieren lassen.

II.

Ein Programm läßt sich dann gut analysieren, wenn von seiten der Produzenten ein explizierter Wille zu seiner Gestaltung nachweisbar ist. Das ist er in der Regel nur, wenn von ihm konkrete Wirkungen auf das Rezipientenverhalten - sowohl bezüglich des Mediums selbst wie auch anderer gesellschaftlicher, politischer oder kultureller Bereiche - erwartet wird. Die Programmgestaltung im Rundfunk des Dritten Reichs kann hierfür wohl die besten Beispiele bieten 12). Daher wähle ich eines aus dieser Zeit 13).

Wolfgang G. Koeppen unterschied Anfang 1934 "Rundfunk als Institution" - womit er den Weimarer Rundfunk meinte - und "Rundfunk als Funktion" - womit der nationalsozialistische gemeint war 14). Ersteren charakterisierte er abwertend als "Kultursammlung von größtem Ausmaß", die "einen Gestaltungs- und

9) Ich denke dabei etwa an Musiksendungen, aber auch an Nachrichten oder Dichterlesungen.

10) Knut Hickethier: Gattungsgeschichte oder gattungsübergreifende Programmgeschichte? a.a.O.

11) Eugen Kurt Fischer: Dramaturgie des Rundfunks. Heidelberg, Berlin, Magdeburg 1942.

12) Die Unterscheidung zwischen 'Spiegelung' oder 'Prägung' (vgl. Winfried B. Ierg: Programmgeschichte als Auftrag, a.a.O. S. 13) trifft hier nicht, denn die 'Prägung', die 'Programmmacher' erwarteten, und die zum Teil auch eintrat, war zugleich 'Spiegelung' der Ideologie wie der sich wandelnden gesellschaftlichen Wirklichkeit.

13) Diese Wahl muß nicht bedeuten, daß entsprechende Beobachtungen in anderen Zeiten nicht gemacht werden können. Die Offenheit, mit der Programmgrundsätze und -absichten im Dritten Reich expliziert wurden, erleichtert indes die Aufgabe.

14) Wolfgang G. Koeppen: Rundfunk als Funktion, in: Rufer und Hörer 3. Jg. (1933/34). Nr. 12. S. 534-539.

Formungswillen" nicht haben konnte 15), während der neue durch seine "einheitliche Funktion" erst dem "wahren Wesen des Rundfunks" entspreche 16). Diese sei zum einen "spezifisch geistige Funktion", d.h. zielgerichtete Bildung des Volkes durch "Zusammenfassung aller geistigen Inhalte, der Zusammenschau des nationalen Kulturgutes" 17), zum anderen "soziale Funktion", d.h. "ständige Aktualisierung der Volksgemeinschaft" 18). Damit waren dem Rundfunk zwei Richtpunkte gesetzt: Alle Sendungen sollten unter einem Gesichtspunkt stehen (der nationalsozialistischen Weltanschauung zu nützen, zumindest nicht zu schaden), und sie sollten "Volksgemeinschaft" konstituieren. Gedanken dieser Art finden sich häufig in den ersten Jahren des Dritten Reichs: "Es muß erwartet werden, daß durch Darstellung beispielhaften Lebens der Einzelne vorbildhaft gestärkt und geformt wird, daß aber auch die Gesamtheit der Hörer planvoll zu einer volkbewußten Lebensgemeinschaft eingeschmolzen wird. Das Für-jeden-etwas-Programm muß fallen, weil hinfort nur noch alles für alle bestimmt sein darf" 19). Das aber war kein leichtes Unterfangen, das war Kunst. Ausdrücklich betont daher der Autor jener Zeilen, daß unter "Rundfunkkunst" keineswegs nur das Hörspiel zu verstehen sei, sondern das "Gesamtprogramm": "Rundfunkkunst reicht vom ersten bis zum letzten Wort und Ton des Sendetages und faßt auch die (unkünstlerischen) Vorträge und Meldungen in sich" 20). Und noch 1937 hieß es in einem Kommentar zu einer Presseerklärung des neuen Reichsintendanten Dr. Heinrich Glasmeier: "Jeder Hörer, der sich diese Frage (nach der Programmgestaltung; Wessels) auch nur einmal durch den Kopf gehen ließ, wird festgestellt haben, daß die Aufstellung eines Programms für Abermillionen ein psychologisches Meisterstück und in sich ein geschlossenes Kunstwerk darstellt" 21). Das sollte für die Programmgestaltung allgemein gelten, insbesondere jedoch für die Fest- und Feiertage des Nationalsozialismus, die für sich schon als "Gesamtkunstwerke" 22) verstanden wurden. Sie eignen sich daher in besonderer Weise für den Versuch einer Programmgeschichte, wie ich sie oben vorschlug.

Das Programm dieser Tage "brachte insofern einen neuen, bisher nicht gekannten Einsatz des politischen Rundfunks, indem der ganze Lauf eines Tages unter einer einheitlichen Idee stand, die in den verschiedensten Einzelsendungen ihren Ausdruck fand" 23).

15) Ebenda. S. 537.

16) Ebenda. S. 538.

17) Ebenda.

18) Ebenda. S. 539.

19) Hans M. Wernicke: Spiel mit fünfzig Mikrophonen, in: Rufer und Hörer 3. Jg. (1933/34). Nr. 3. S. 122-126; 122.

20) Ebenda. S. 123.

21) -: Reichsintendant Dr. Glasmeier spricht über die Programmarbeit des deutschen Rundfunks, in: Bayerische Radio-Zeitung Jg. 1937. Nr. 24. S. 10.

22) Vgl. Eugen Kurt Fischer: Dramaturgie des Rundfunks. a.a.O. S. 165.

23) Franz Aloff: Volksfestgestaltung durch Rundfunk, in: Rufer und Hörer 3. Jg. (1933/34). Nr. 12. S. 529-534; 529.

Die Trennung von Alltag und Feiertag in der Programmgestaltung 24) erweist sich insofern als Vorteil, als diffuse Einflüsse wie Rücksichten auf besondere, angenommene Hörerbedürfnisse zugunsten der Unterwerfung des Gesamtprogramms unter eine Idee, eine Absicht ausgeschaltet sind 25). Ich wähle aus diesem "nationalsozialistischen Feierjahr" 26) für meine Betrachtung den 9. November aus zwei Gründen. Der erste ist ein inhaltlicher: dieser Tag galt als der wichtigste, weil "weihevollste Tag" 27) und steht daher, so ist zu vermuten, auch mit dem für die Programmgestaltung zentralen Gedanken des Rundfunks als Kirche 28) in besonderer Verbindung; der zweite ist ein rein praktischer: die Materiallage erwies sich für dieses Datum und meine Fragestellung als günstig 29).

III.

In seiner bereits erwähnten Abhandlung "Dramaturgie des Rundfunks" unterscheidet E.K. Fischer zwischen eben dieser "Dramaturgie des Rundfunks" und der "Dramaturgie der Wirklichkeit", womit er bereits bewußt gestaltete Vorgänge außerhalb des Rundfunks meint, denen dieser sich nicht nur reproduzierend zuwenden sollte - die beiden Dramaturgien sollten ineinander greifen 30).

24) Ferdinand Eckhardt: Im Rundfunk: Kult des neuen Staates, in: Rufer und Hörer 3. Jg. (1933/34). Nr. 11. S. 503-505; 505.

25) Das beeinträchtigt natürlich die Allgemeingültigkeit der beabsichtigten Analyse. Es gilt jedoch auch hier Entsprechendes zur zeitlichen Begrenzung.

26) Zum 'Feierjahr' gehörten: (1) Der Tag der Machtergreifung (30. Januar); (2) Die Verkündung des Parteiprogrammes (24. Februar); (3) Heldengedenktage (16. März); (4) Verpflichtung der Jugend (letzter Sonntag im März); (5) Geburtstag des Führers (20. April); (6) Nationaler Feiertag des deutschen Volkes (1. Mai); (7) Deutsche Ostern und Hoher Maien (ab 1944); (8) Muttertag (Sonntag im Mai); (9) Sommersonnenwende (21. Juni); (10) Reichsparteitag (1. Hälfte des Septembers); (11) Erntedank (Anfang Oktober); (12) Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung (9. November); (13) Wintersonnenwende (21. Dezember).

Vgl. Klaus Vondung: Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion im Nationalsozialismus. Göttingen 1971.

27) Ebenda. S. 83

28) Vgl. Ferdinand Eckhardt: Im Rundfunk: Kult des neuen Staates, a.a.O.; ferner: Horst Dreßler-André: Der Rundfunk - das Verkündigungsmittel der nationalsozialistischen Weltanschauung, in: Hör mit mir 5 Jg. (1934). Nr. 10. S. 7 und S. 10.

29) Neben einschlägiger Literatur zum Thema "9. November" gibt es speziell zum Rundfunkprogramm dieses Tages Quellenmaterial der Reichssendeleitung, das im Bundesarchiv (Koblenz) aufbewahrt wird. Vgl. auch: Karlheinz Schmeer: Die Regie des öffentlichen Lebens im Dritten Reich. München 1956. bes. S. 101-105; Hans-Jochen Gamm: Der braune Kult. Hamburg 1962. bes. S. 137-142, sowie: Klaus Vondung: Magie und Manipulation, a.a.O.

30) Eugen Kurt Fischer: Dramaturgie des Rundfunks. a.a.O. S. 22 und S. 165.

Die Fest- und Feiertage waren dabei der "Dramaturgie der Wirklichkeit" am stärksten unterworfen: "Die Feste des neuen Deutschen Reiches zeigen alle eine sorgfältig durchdachte Struktur. Sie sind Gesamtkunstwerke" 31). Das "Gesamtkunstwerk" 9. November orientierte sich in seiner Struktur an den historischen Ereignissen des Jahres 1923. Am 8. November 1923 versuchten Hitler und Ludendorff, unterstützt von Freikorpsverbänden, einen Putsch gegen die bayerische Landesregierung in München. Hitler drang mit Waffengewalt am Abend in den Bürgerbräukeller ein, erklärte den dort Versammelten, die Regierung sei abgesetzt. Er überredete die anwesenden Mitglieder eben dieser Regierung von Kahr, von Lossow und von Seißer, sich mit den Putschisten zu verbünden, um gemeinsam die Macht im ganzen deutschen Reich an sich zu reißen. Diese gingen zunächst darauf ein, änderten während der Nacht jedoch ihre Meinung, so daß am nächsten Tag die Aufständischen, voran Hitler, Ludendorff und Göring, die in langem Zug in die Stadt einmarschierten, kein freundlicher Empfang erwartete, sondern Widerstand starker Polizeiverbände. An der Feldherrenhalle kam es zur Auseinandersetzung, und als die Demonstration sich in wilder Panik auflöste, blieben 16 Tote zurück. Der Putsch war gescheitert, ihre Anführer verhaftet, die NSDAP verboten.

Diese Niederlage sollte später von den Nationalsozialisten zum Sieg umstilisiert werden, sie wurde zum Mythos verklärt, der in den kultischen Feiern des 9. November eines jeden Jahres im Dritten Reich seinen Ausdruck fand 32). Das wenig rühmliche historische Geschehen mußte dazu herhalten, nationalsozialistische Heilsgeschichte zu begründen: der 9. November 1923 galt als der Geburtstag der Bewegung, deren Opfer als Märtyrer, ihr Tod als Offenbarung des tausendjährigen Reichs, die sich am 30. Januar 1933 erfüllt hatte. "Das 'Heilsereignis' von 1923 verweist auf den 30. Januar 1933; durch die Symbolik wird vorgegeben, der Sieg des Nationalsozialismus sei im Opfertod vom 9. November bereits transparent geworden, das 'Blutopfer' habe die Voraussetzung für den Sieg geschaffen, mehr noch, es habe ihn präfiguriert, ihn sozusagen schon vorweggenommen. Die Machtübernahme Hitlers als politisches Ereignis, das den Sieg realiter brachte, wird in Korrespondenz zum ersten zu einem zweiten 'Heilserlebnis' umgedeutet, das den Inhalt der Offenbarung vom 9. November, 'das Reich', verwirklicht" habe 33). Diese "Heilsgeschichte" war Gegenstand der jährlichen kultischen Feiern. Vondung sieht sie in ihrer Grundidee an religiöse, speziell christliche Vorbilder angelehnt: "Die kultischen Feiern der Religionen dienen nicht dem Gedächtnis an ein Heilsereignis, sondern der Wiedervergegenwärtigung" 34) - was gerade auf den 9. November zutraf.

31) Ebenda.

32) Diesen Prozeß der Konsekrierung analysiert Klaus Vondung eingehend. Er bezieht sich dabei vorwiegend auf Kantaten, die an diesem Tage aufgeführt wurden; Vgl. Klaus Vondung: Magie und Manipulation. a.a.O.

33) Ebenda. S. 162.

34) Ebenda. S. 167.

Und diese Analyse deckt sich genau mit dem Selbstverständnis der Nationalsozialisten. Selbstverständlich erschien ihnen ihre Ideologie als "eine politische Religion" zu der ebenso selbstverständlich ein Kultus gehört: "Jede Religion strebt zu einer Selbstdarstellung im Kultus. ... Der Kultus enthält eine symbolische Vergegenwärtigung der Weltanschauung und zugleich der geschichtlichen Ereignisse, die den Ursprung der Religion bezeichnen" 35).

Diese Ansicht vom Nationalsozialismus als Religion, die sich im Kultus selbst darstellt, trifft sich in auffälliger Weise mit der Deutung von Funktion und Geschichte des Rundfunks. In seiner Rede zur Eröffnung der 10. Funkausstellung 1933 hatte Goebbels den Rahmen vorgegeben: "Was die Presse für das 19., das wird der Rundfunk für das 20. Jahrhundert sein" 36). Horst Dreßler-Andreß griff diesen Gedanken auf und führte ihn in seiner Rede zum Tag des Rundfunks im Februar 1934 weiter: "Jede Epoche, die sich im Ablauf der Jahrhunderte geschichtsbildend der Nachwelt einprägt, hat für ihre geistige Haltung die ihr eigentümlichen Verkündigungsmittel." Im Mittelalter sei das Verkündigungsmittel des Katholizismus als der "geistigen Haltung" die Kirche gewesen, im Humanismus das Buch für die "individualistische Freude des Lebens", im Liberalismus die Zeitung für den "Individualismus, der gleichzusetzen ist der partikularistischen Lebensbetrachtung." Der Rundfunk jedoch sei "das Verkündigungsmittel der nationalsozialistischen Weltanschauungseinheit". Dreßler-Andreß führte weiter aus: "Die Geschichte wird einmal die absolute Gemeinsamkeit von Nationalsozialismus und Rundfunk aufzuzeigen haben" - und er begründete dies mit dem gemeinsamen Geburtsjahr 1923: 1923 - das Jahr des Programmbeginns des deutschen Rundfunks, 1923 - das Jahr der "eigentlichen Geburtsstunde der nationalsozialistischen Revolution und des nationalsozialistischen Staates." - "Was damals in den Geburtsstunden in keinerlei Beziehung zueinander zu stehen schien, hat sich heute zu gestaltender Gemeinsamkeit zusammengefunden. Die technische Erfindung von einst ist das Ausdrucksmittel jener Weltanschauung von einst, die ein Volk zur Nation geformt hat" 37). Auf diese Weise wird der Rundfunk in den Mythos vom 9. November verstrickt, wird Teil der "Heilsgeschichte", denn nicht nur für 1923 wird Gemeinsames entdeckt, auch für 1933: "Es ist bezeichnend, daß der Tag der politischen Wende, der 30. Januar vorigen Jahres, zugleich auch die geistige Wende im Rundfunk bedeutete", merkte Günter Wißmann 1934 an 38). Rundfunkgeschichte als Teil von "Heilsgeschichte", da ist es bis zur Parallelisierung mit Kirche und Religion nicht mehr weit: "Was das

35) Victor Dobbert: Nationalsozialistische Hörberichte, in: Rufer und Hörer 3. Jg. (1933/34). Nr. 9. S. 407-411; 407.

36) -: Funkausstellung im Zeichen einer neuen Zeit, in: Funk Jg. 1933. Nr. 35. S. 137.

37) Horst Dreßler-Andreß: Der Rundfunk - das Verkündigungsmittel der nationalsozialistischen Weltanschauung. a.a.O. S. 7.

38) Günter Wißmann: Hier ruft ein Funkschaffender..., in: Funk Jg. 1934. Nr. 4. S. 62.

Gebäude der Kirche für die Religion, das wird der Rundfunk für den Kult des neuen Staates sein" 39). Daß der Rundfunk ein ideales Verbreitungsmittel der NS-Ideologie sei, mag angesichts der zahlreichen politischen Reden und Ansprachen noch einleuchten, daß er darüber hinaus eine Kirche sei, ist schon schwerer einzusehen und bedarf eines näheren Hinsehens.

IV.

Zunächst möchte ich mich dem Jahr 1933 zuwenden, und das Programm dessen 9. November betrachten. Da fällt als erstes auf, daß es im Gegensatz etwa zum 1. Mai 1933 nur teilweise als Reichssendung ausgestrahlt wurde, was den einzelnen Sendern Raum zur Eigeninitiative ließ. Der Rahmen, in dem diese sich jedoch bewegen konnte, war durch die zentralen Sendungen abgesteckt. Im Folgenden orientiere ich mich am Programmausdruck der 'Südwestdeutschen Rundfunk-Zeitung', der für die Sendegruppe West folgende Sendefolge ankündigte 40):

Mittwoch, 8. November 1933:

"23.00 (11.00) SWF Funkstille
23.10 (11.10) SWF Von München:

Reichssendung:
Die historische Nacht
Gauleiter Wagner eröffnet die Feier des 9. November

24-0.20 (12-12.20) SWF Von München:

Reichssendung:
Die Nacht der Toten
Zur Erinnerung an die Gefallenen des 9. November 1923"

Donnerstag, 9. November 1933:

"6.30 SWF Von München:

Reichssendung:
Klänge zum Tage
Choral: "Wach auf, wach auf, du deutsches Land,
hast lang genug geschlafen" (...)

8-8.40 WF

SA-Mütter erzählen

10.00 SWF (SF, WF) Nachrichten, Zeitangabe

10.10 SF

Morgenkonzert
des Südfunkorchesters
(...)

Einlage: Gedichte aus der Bewegung von
Heinrich Annacker

39) Ferdinand Eckhardt: Im Rundfunk: Kult des neuen Staates.
a.a.O. S. 504.

40) abgedruckt in: Südwestdeutsche Rundfunk-Zeitung 9. Jg. (1933).
Nr. 45. Programmteil. Ich verzichte im wesentlichen auf die detaillierte Angabe einzelner Musiknummern und auf die Nennung der Ausführenden. Die Auslassungen sind mit '(...)' gekennzeichnet.

- 11.00 WF
Dietrich Eckart zum Gedächtnis
- 11.30 SWF Von München: Reichssendung:
Der historische Zug vom 9. November 1923
Der Führer marschiert an der Spitze der alten
Kämpfer vom Bürgerbräukeller zur Feldherrnhalle
und nimmt an der Feldherrnhalle den Vorbeimarsch ab (Hörbericht vom Zug)
Gegen 13.20 (1.20) Der Bayerische Ministerpräsident überreicht dem Führer die Ehrenbürgerurkunde des Landes Bayern.
Gegen 13.30 (1.30)
Der Führer spricht
Anschließend:
Weihe des Mahnmals
an der Feldherrnhalle durch den Reichskanzler
- 15.00 (3.00) SWF (SF, WF)
Musik zu Goethes Trauerspiel "Egmont"
von L. van Beethoven (...)
- 15.55 (3.55) SWF Ansprache zur Parole des Tages
- 16.00 (4.00) SF
Die Hölz-Schlacht
Hörbild aus der Bewegung nach einem Manuskript
von Franz Moraller (...)
- 17.00 (5.00) SWF
Ansprache zur Parole des Tages
- 17.05 (6.06) WF
Konzert (...)
- 19.00 (7.00) SWF Von München:
Reichssendung:
Stunde der Nation
Novembertage 1923
Hörspiel von Dietrich Loder
- 20-1.00 (8-1.00) SWF Von Berlin: Ringsendung:
5. Sinfonie von Beethoven (...)
- 20.40 (8.40) SWF Von Breslau:
Das heroische Lied (...)
- 21.10 (9.10) SF
Streichquartett g-moll. W.A. Mozart
- 21.45 (9.45) WF
Deutsche Volks- und Heimatlieder (...)
- 22.10 (10.10) SWF (SF, WF) Zeitangabe, Nachrichten
- 22.25 (10.25) SWF Lokale Nachrichten, Wetterbericht
- 22.40 (10.40) SWF Von Leipzig
Klavier-Quartett in c-moll
Werk 60 von Brahms (...)
- 23.20 (11.20) SWF Vom Deutschlandsender:
Hugo-Kaun-Quartett
- 23.40 (11.40) SWF Von Hamburg:
Wanderer-Fantasie (...) Schubert
- o.o5 (12.05) SWF
Aus Lorzings Opern (...)
- o.35-1.00 (12.35-1.00) SWF Von Königsberg:
Ostpreußen singt"

Im Zentrum des Programms stand ohne Frage die Übertragung des historischen Zuges vom 9. November 1923 um 12.00 Uhr - die Wiedervergegenwärtigung der Ereignisse, die nicht nur erinnert, sondern erneut vollzogen werden sollten. Aber schon der ersten Sendung dieses Feiertages, "Die historische Nacht" vom 8. auf den 9. November, lag jener Gedanke zugrunde. 1933 eröffnete Gauleiter Wagner an gleicher Stelle die Feierlichkeiten, wo zehn Jahre zuvor der Putschversuch Hitlers im Bürgerbräukeller München stattgefunden hatte. Es schloß sich "Die Nacht der Toten" an - eine Sendung, die wohl mit der von Ferdinand Eckhardt eindringlich beschriebenen und immer wieder nach 1945 im Zusammenhang mit dem Hörspiel zitierten "Geburt des Reiches" identisch ist 41). In Materialien zum 9. November, die aus der Reichssendeleitung stammen, ist der Beginn der Sendefolge wie folgt beschrieben: "Die historische Nacht eröffnet der Leiter des Gründungsgaues, Pg. Wagner, um 23.10 Uhr. Die Nacht der Toten. Die Gefallenen ziehen heran. Um 24.00 Uhr ein Mysterium 'Die Geburt des Reiches'. Sie kämpfen, fallen und siegen. So wird das Dritte Reich." 42) Dieses 'Mysterium' zeigt an, daß es sich bei dieser Sendung nicht nur um eine Vergegenwärtigung des historischen Ereignisses handeln soll, sondern noch eine weitere Parallele nahegelegt wird: die zum christlichen Mysterium Ostern. Dem Reich Gottes, das durch Leiden, Tod und Auferstehung Christi den Menschen geöffnet wird, sollte das Dritte Reich, das durch Kampf, Tod und Sieg der Opfer des 9. November begründet wurde, entsprechen. Aus dieser Perspektive mußten die Sendungen um Mitternacht eindeutig als kultische Handlung erscheinen. Eckhardt verwies ja auch ausdrücklich auf diesen Sachverhalt: "Das Hörspiel (Die Geburt des Reiches; Wessels) ist gebaut auf dem Wechsel von Sprache und Musik. Eine Form, die wir in derjenigen Handlung besitzen, die ohne Zweifel den größten Anspruch auf Volkstümlichkeit machen kann, in der kirchlichen Handlung" 43). Das 'Mysterium' als mitternächtlicher Gottesdienst - auch wenn die Ostervigil der katholischen Kirche im Dritten Reich nicht um Mitternacht gefeiert wurde, gehörte sie doch ideell und im Bewußtsein der Zeitgenossen an diesen Platz 44). Konsekrierung des profanen Ereignisses vom 8. November 1923 war Ziel dieses 'Mysteriums'.

Es ist nun zu fragen, ob und wie diese Konsekrierung im Programm des folgenden Tages durchgehalten wurde. Die Ansage zur

41) Ferdinand Eckhardt: Grundsätzliches zu einem Hörspiel des Deutschlandsenders, in: Rufer und Hörer 3. Jg. (1933/34). Nr. 9. S. 422-426; auf diesen Text wird verwiesen bei: Friedrich Knilli: Das Hörspiel. Mittel und Möglichkeiten eines totalen Schallspiels. Stuttgart 1961. S. 16 f.; Stefan Bodo Würffel: Das deutsche Hörspiel. Stuttgart 1978. S. 65; Gerhard Hay: Rundfunk und Hörspiel als 'Führungsmittel' des Nationalsozialismus, in: H. Denkler/K. Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart 1976. S. 366-381; 371 f.

42) "Der historische Zug", BA R 78/2298; die Bestände BA R 78/2298 und R 78/2299 stellen die Handakte Günther Wißmanns dar.

43) Ferdinand Eckhardt: Grundsätzliches zu einem Hörspiel des Deutschlandsenders. a.a.O. S. 425.

44) Erst ab 1951 wurde die Ostervigil wieder um Mitternacht gefeiert.

Reichssendung um 6.30 Uhr markiert seinen Anfang: "Hier ist der Deutsche Rundfunk! Wir gedenken heute der Toten, die am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle zu München für Deutschland gefallen sind. Um 12.00 Uhr wird der Deutsche Rundfunk einen Hörbericht vom Historischen Zug geben, den der Reichskanzler vom Bürgerbräukeller in München zur Feldherrnhalle führt. An der Feldherrnhalle wird den Gefallenen ein Mahnmal geweiht zum ewigen Gedächtnis. Sie starben für uns. Aus ihrem Blute wuchs das Dritte Reich. Jetzt hören Sie aus München: "Klänge zum Tage". 45) Die begannen mit dem Choral "Wach auf, wach auf, du deutsches Land, hast lang genug geschlafen" und führten über den "Einzug der Götter in Walhall" bis zu "Festfanfaren". Die Sendung sollte einstimmen, sollte zum Thema musikalisch hinführen - wie dies ja auch in jedem christlichen Gottesdienst geschieht. Auch in sämtlichen Zwischenansagen des Vormittags sollte auf das Ereignis um 12.00 Uhr hingewiesen werden: "Hier ist der Deutsche Rundfunk! Um 12.00 Uhr werden wir einen Hörbericht übertragen von dem Historischen Zug, den der Reichskanzler in München zur Feldherrnhalle führt. An der Feldherrnhalle wird den Gefallenen des 9. November 1923 ein Mahnmal geweiht zum ewigen Gedächtnis. Sie hören jetzt..." 46). Damit konnte Spannung erzeugt werden: das Vormittagsprogramm verwies auf den um 12.00 Uhr zu erwartenden Höhepunkt. Wieder findet sich hierin eine Entsprechung zur christlichen Liturgie: "Führung zu einer Mitte (Spannungsanstieg) - Höhepunkt (Hochspannung) - Spannungslösung (Spannungsabfall und Ausklang)" 47) - so soll sie aufgebaut sein. Dieser Höhepunkt selbst - in der Sendegruppe West angemessen eingeleitet durch Präludium und Fuge in g-moll von J.S. Bach, die am Ende des Konzerts um 11.30 Uhr standen - verdient eine genauere Analyse.

Leider gibt es kein vollständiges Dokument dieser Sendung 48), jedoch läßt sich ihr Verlauf mit Hilfe der Unterlagen aus der Reichssendeleitung rekonstruieren. Sie bestehen aus den "An- und Absagen für den 8. November 1933" und "für den 9. November 1933", "Stichworte(n) für die Reporter" (von 12.00 Uhr bis 13.20 Uhr), einer Liste "Reihenfolge des Zuges", zweimal "Material zur Reportage am 9. November" einmal "Material zur Reportage am 9. November II", schließlich einem Text "Der historische Zug", einem weiteren, der die Regieaufteilung des zentralen Gedichts des 'Mysteriums', "Die Geburt des Reiches", enthält, und endlich einem maschinenschriftlichen Manuskript, das mit dem Anfang eines Aufsatzes von Victor Dobbert in der Zeitschrift

45) "An- und Absagen für den 9. November", Bl. 2. BA R 78/2298.

46) Ebenda.

47) Hermann Reifenberg: Fundamentalliturgie. Bd. II. Klosterneuburg. 1978. S. 194.

48) Von den wenigen Schallaufnahmen, die die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft überhaupt von diesem Tag herstellte, sind nur Teile im Deutschen Rundfunkarchiv, Frankfurt/Main, archiviert. Von der etwa drei Stunden dauernden Sendung wurden nur etwa 36 Minuten aufgezeichnet. Von diesen Tondokumenten sind wiederum nur 11 Minuten im Deutschen Rundfunkarchiv erhalten; vgl. Schallaufnahmen des Deutschen Rundfunks 1929 bis 1936. Berlin 1936. S. 494; Tondokumente zur Zeitgeschichte 1933-1938. Frankfurt/Main 1980. Eintrag 255.

'Rufer und Hörer' 49) weitgehend identisch ist. Diese Tatsache legt die Vermutung nahe, daß auch die übrigen Unterlagen, einschließlich des 'Mysteriums', aus der Feder Dobberts stammen. Gestützt wird diese Vermutung durch den Umstand, daß Dobbert in der Reichssendeleitung in einer Abteilung beschäftigt war, die sich u.a. mit Fei ergestaltung befaßte; zudem erwähnt ihn E.K. Fischer noch 1942 als Autor eines Werkes, das Informationen für Reportagen der Nürnberger Reichsparteitage bereit - hielt 50). Es scheint mir für die Betrachtung der Reportage des "Historischen Zuges" am sinnvollsten, zunächst die Grundzüge des Aufsatzes von Victor Dobbert zu referieren. Er wurde nach dem 9. November 1933 publiziert und erweckt dadurch den Eindruck einer Reflexion der Sendung, beschreibt deren Verlauf daher im Präteritum; das Manuskript aus der Reichssendeleitung ist jedoch im Präsens abgefaßt und an einigen Stellen handschriftlich ins Präteritum korrigiert. Das deutet darauf hin, daß der Text vor der Sendung geschrieben wurde, also keine Reflexion, sondern eine Intention ausdrückt. Er kann somit als Grundlegung der Dramaturgie dieser Sendung angesehen werden.

Zunächst geht Dobbert auf Kultus als Selbstdarstellungsmittel der Religionen allgemein ein - in ihm werde "eine Wiederholung der Geschichte versucht. Die Vergangenheit wird als unmittelbar in der Gegenwart mitenthalten dargestellt" 51). Als klassisches Beispiel bezeichnet er die Messe, "in der keine bloße Erinnerung an die Vergangenheit geschieht, sondern das vor Jahrhunderten erfolgte Opfer neu vollzogen wird" 52). Hieraus zieht er eindeutige Parallelen zum 9. November, an dem auch eine Wiederholung vergangener Ereignisse am gleichen Ort, zur gleichen Zeit, sogar mit teilweise den gleichen Personen stattfände. Als einzigen Gegensatz zur römischen Kirche betont er die Eingebundenheit in das Zeitgeschehen im nationalsozialistischen gegenüber "zeitlosem Entrücktsein" im christlichen Kultus. Dobbert verweist auf das "Nach- und Auseinander" der beiden Ereignisse 1923 und 1933 und deren gleichzeitiges 'Ineinander': "Diese Erfahrung des Ineinanders der Geschehnisse, diese Aufhebung der

49) Victor Dobbert: Nationalsozialistische Hörberichte. a.a.O.

50) In einem Arbeitsplan der Reichssendeleitung, datiert vom 13. Januar 1934 (BA R 78/2298), wird Victor Dobbert in der Abteilung "A 1b: Soziale Gestaltung" erwähnt. Diese Abteilung war zuständig für: "1) Programmäßige Vorbereitung und Disposition von Sendungen aus dem Gebiet der Bewegung und sozialen bzw. weltanschaulichen Gestaltung; 2) Entwicklung neuer Ausdrucksmöglichkeiten, Funkformen und Reportagen für die Gebiete des politischen und sozialen Lebens". Da es sich bei den Dokumenten um Durchschläge handelt, erscheint mir nicht wahrscheinlich, daß sie von Günther Wißmann selbst verfaßt wurden, der zum damaligen Zeitpunkt ebenfalls in der Abteilung A 1b der Reichssendeleitung beschäftigt war, und in dessen Handakte sich die Unterlagen befinden. Vgl. ferner: Eugen Kurt Fischer: Dramaturgie des Rundfunks. a.a.O. S. 169; eine solche Publikation ist in der Bibliothek des Norddeutschen Rundfunks erhalten: Nürnberg. Handbuch für den Rundfunk (Eigentum der RRG. Nur für den Dienstgebraucht). o.O. o.J. (1939).

51) Victor Dobbert: Nationalsozialistische Hörberichte. a.a.O. S. 407.

52) Ebenda. S. 408.

zeitlichen Distanz ermöglicht die Wiederbelebung der Ursprungsenergien der Bewegung" 53). Das "Nach- und Auseinander" dagegen ermöglicht eine Sinndeutung. Diese "Spaltung des Zeiterlebens" bleibt dem Teilnehmer der Veranstaltung unbewußt - der Reporter jedoch hat die Aufgabe und die Möglichkeit, dem außenstehenden Hörer dieses Erlebnis zu vermitteln; d.h. erst im Rundfunk kann die Feier des 9. November ihre volle Wirksamkeit entfalten.

Der Hörbericht muß als erstes den Hörer in das Geschehen hineinreißen, um ihn an sein Rundfunkgerät zu binden. Dann jedoch sollte er immer wieder kurz und ruckartig eine Distanz zum Geschehen herstellen, um dessen Hintergründe aufzeigen zu können. Das Ziel der Reportage jedoch sei Aktivierung der Hörer: "Aus dem Erleben des Geschehens muß ihm ein Kraftstrom zugehen, aus dem heraus nationalsozialistisches Wollen entsteht" 54). Im Manuskript heißt es am Schluß noch deutlicher, Ziel sei, "daß jeder Hörer nicht nur Kraftempfänger, sondern auch Kraftspender wird" 55). Wie aber sollte das in praxi aussehen? Die "Stichworte für die Reporter" 56) verzeichnen einen häufigen Wechsel der Reporterstandorte. Die Reportage sollte mit der Ansage aus dem Funkhaus beginnen ("Hier ist Deutschland. (Paukenschläger) Wir feiern die Geburt des Reiches"), von dort in den Bürgerbräukeller, zum Wehrkreiskommando (12.20 Uhr), zum Rathaus (12.35 Uhr) zur Residenz (12.45 Uhr) und zur Feldherrnhalle (13.20 Uhr) führen. An den meisten Stationen waren zudem zwei Reporter eingeplant. "Jeder Reporter schließt seine Reportage mit dem Stichwort: 'Deutschland, wir glauben an dich.'" Diesem häufigen Sprecherwechsel sollte ein rascher Inhaltswechsel entsprechen. Über die Schritte marschierender Kolonnen war zunächst ein Aufriß der Geschichte von 1918 bis 1923 und 1933 geplant. "Der Marschschritt klingt weiter. Stimmengewirr. Ein Gespräch, ohne daß der Reporter dazu eine besondere Ansage macht. Frage: Warum gingst Du 1918, als der Krieg vorbei war, nicht nach Haus? Die Antwort bringt in knappen Sätzen die Stimmung des zurückkehrenden Frontsoldaten, der sich zu der Novemberrepublik nicht zugehörig fühlt und Soldat bleibt. Grenzkampf gegen Bolschewismus und innere Kämpfe gegen den Kommunismus. Wenn wir an den Grenzen kämpften, oben im Baltikum, dann schützten wir deutsches Land vor dem roten Brande.... Wir fanden keine Ruhe, bis der Führer kam und das Kampfziel steckte. Dann seid ihr 1923 hier in München marschiert. Das Gespräch wird unterbrochen durch eine Reportage vom Zug. Es folgt, ebenso unvorbereitet wie bisher, 3 bis 4 Minuten ein politisches Bekenntnis zum Führer und zur Bewegung. Anschließend wieder Reportage vom Zug mit den betreffenden Erinnerungen von 1923."

Damit sind nun Hitlers Aussagen vor dem Leipziger Gericht gemeint, vor dem er sich wegen des Putschversuchs verantworten mußte. Danach ein Hinweis auf die Beteiligung aller Volksschichten am Marsch von 1923 wie auch 1933. "Hitler und die Volks-

53. Ebenda.

54) Ebenda. S. 411.

55) "Zum 9. November", Bl. 4; BA R 78/2298.

56) Ebenda.

gemeinschaft sind eins (...). Was wir heute sehen ist die Frucht der blutigen Saat. (...) Es ist noch ein weiter Weg bis zum großen Ziel. Der Führer sieht ihn voraus auf Jahrzehnte. Die Bewegung folgt ihm unwiderstehlich, bis er es geschafft hat." - Bis in diese einzelnen Formulierungen springt die Parallelisierung zur christlichen Liturgie ins Auge. Das Kernstück, der Zentralteil des Gottesdienstes, ist charakterisiert einerseits durch die "Wechselaktion Gott-Mensch" 57), durch Verkündigung und Antwort, andererseits durch die Koinia Gott-Mensch. Beides findet sich in den oben zitierten, vorinszenierten Interviews, wobei das mit dem Soldaten keineswegs das einzige bleiben sollte. Unter dem gesonderten "Material zur Reportage vom 9. November II" finden sich weitere "Stimmen der Bewegung": "a) Stimme des Arbeiters der Stirn" (S. 1), "b) Stimme des Arbeiters der Faust" (S. 2), "c) Stimme des Bauern" (S. 3), und alle drei sollen von Erleuchtungserlebnissen berichten: "Wir konnten nicht anders, wir mußten ihm folgen. Wir kamen zur Kampfgemeinschaft, zur SA." (S. 1) - "Und dann drang zu uns ein ganz neuer Ton. Hart und hell zugleich, die Stimme Adolf Hitlers. Er rüttelte uns auf, er löste die dumpfe Stimmung." (S. 2) - "Eine Hoffnung trug uns durch die Jahre. Adolf Hitler." (S. 3) Das ist nicht die Sprache des Intellektuellen, des Arbeiters und des Bauern, das ist die Sprache der Bekehrten, der Missionare, der biblischen Jünger. Die damit im Hörer provozierte Vorstellung trifft sich mit der christlichen Liturgie: "Die beiden maßgeblichen Säulen des konkreten Gottesdienstes sind Vorsteher und Gemeinde. Es handelt sich dabei um die Projektion der Polarität Jesus - Jüngerschaft in die Zeit des nachösterlichen Herren" 58). Auch die zweite Kennzeichnung des Zentralstücks der christlichen Liturgie findet sich wieder in der Betonung der Volksgemeinschaft als Einheit von Führer und Volk. Es ist aber nicht nur festzuhalten, daß hier eine Parallele zum Gottesdienst allgemein vorliegt, sondern speziell eine zum österlichen. Wenn auf die Geschehnisse 1933 der Satz als zutreffend empfunden wird: "Was wir heute sehen, ist die Frucht der blutigen Saat", dann entspricht das zusätzlich dem Auferstehungsgedanken des Ostertages: "Was unter Tränen gesät wurde, wird in Freuden geerntet" 59). Es braucht nicht einmal der Berücksichtigung der Rede Hitlers und der Weihe des Mahnmals als kultischem Höhepunkt, um die Sendung des "historischen Zugs vom 9. November 1923" als Entsprechung zum Zentrum der christlichen Liturgie auszumachen.

Nachdem nun die Vormittagssendungen als Parallele zur Hinführung, der Zug als Zentralteil identifiziert werden konnten, fehlt noch der Abschluß. Er hat im christlichen Kultus die Funktion der Überleitung vom Erleben des Gottesdienstes ins Alltagsleben: "Die Kraft zu nun geforderter Bewährung quillt aus der Kraft des Zentralteils der Liturgie, die im Abschlußteil nochmals anklingt und gewisse Motive anschlägt" 60). Im Rundfunkprogramm

57) Hermann Reifenberg: Fundamentalliturgie. Bd. II. a.a.O. S. 195.

58) Ebenda. Bd. I. S. 238.

59) Ebenda. Bd. II. S. 291.

60) Ebenda. S. 197.

findet sich an dieser Stelle das Hörspiel von Dietrich Loder: "Novembertage 1923" 61), in dem noch einmal die Ereignisse aus der Perspektive eines Teilnehmers und Opfers des Marschs auf die Feldherrnhalle thematisiert wird. Den Rest des Abends füllt eine Ringsendung, die abschließend die Verbundenheit des gesamten Volkes im Symbol der verbundenen Sender ausdrücken soll. So läßt sich das gesamte Programm des 9. November 1933 als Parallele zum christlichen Gottesdienst deuten: Der Vormittag als Eröffnung, der Mittag als Wortgottesdienst und Eucharistiefeier (im Sinne des opfernden Realgedächtnisses), der Abend schließlich als Abschluß 62). Und die Entsprechung speziell zur Oster-Liturgie: die Sendungen um Mitternacht sind dem Osternachtsgottesdienst nachempfunden, die Reportage von 12.00 Uhr dem Vormittagsgottesdienst, die Abendsendungen schließlich der Andacht. Aber auch diese Idee der Doppelung der Liturgie ist kirchlichem Denken entlehnt, das neben den Eigengottesdiensten der gesamten Osterzeit liturgischen Charakter zuweist 63).

Doch warum wählten die Propagandisten des Dritten Reichs die Form der christlichen Liturgie, die das politische Gemeinschaftsgefühl in ein religiöses transzendieren sollte, wozu die erneute Betonung der Einheit von Führer und Volk, der Volksgemeinschaft? Das "Material zur Reportage vom 9. November" legt auch dies offen. Die stichwortartig verkürzte Fassung ist überschrieben: "Richtpunkt: Der 12. November." In der ausführlicheren Version werden dem Weltkriegssoldaten die Worte in den Mund gelegt: "Was anderes geschieht am 12. November, als daß das ganze Volk sich erhebt und der Welt zeigt, daß es nicht gewillt ist, Erniedrigungen und Beleidigungen ohne Protest hinzunehmen. Wir marschieren in den 12. November, über ihn hinaus. Waffenlos, und doch die geballte, gesammelte Kraft eines ganzen Volkes" 64). Am 12. November 1933 sollten Reichstagswahlen stattfinden, in denen auch über die wichtigen Themen 'Außenpolitik', 'Austritt aus dem Völkerbund' und 'Verlassen der Abrüstungskonferenz' abgestimmt werden sollte. Dazu war ein wenn auch nur optisch überzeugendes Ergebnis geplant, für das eine Wählermobilisierung wohl nötig erschien.

V.

Grundlegend für das Programm des 9. November 1933 war also der Gedanke der Wiedervergegenwärtigung von 1923 im wörtlichen Sinn. Die Eigensendungen der 'Sendegruppe West' verdeutlichen dies zusätzlich. Am Vormittag erzählten SA-Mütter, eine weitere Sendung war Dietrich Eckart gewidmet, der zu den Opfern der Bewegung gerechnet wurde, am Nachmittag stand schließlich ein "Hörbild aus der Bewegung" auf dem Programm. Alle diese Sendungen hatten

61) Das Manuskript befindet sich in: BA R 78/1188 (S. 1-29) sowie BA R 78/1189 (S. 30-31).

62) Vgl. "Verlauf der Meßfeier", in: Johannes H. Emminghaus: Die Messe. Wesen, Gestalt, Vollzug, Losterneuburg 1976, Anhang I.

63) Hermann Reifenberg: Fundamentalliturgie. Bd. II. a.a.O. S. 292.

64) "Material zur Reportage vom 9. November", Bl. 2; BA R 78/2298.

Ereignisse aus der Geschichte der NSDAP zum Thema, riefen diese noch einmal ins Bewußtsein der Hörer. Die mythologisierte Idee der Gemeinschaft, für die Menschen ihr Leben opferten, sollte verpflichten zur erneuten Demonstration von Volksgemeinschaft bei der Wahl am 12. November 1933. Der liturgische Charakter besaß scharf kalkulierte (profane) propagandistische Funktion. Der Vergleich mit den Rundfunkprogrammen dieses Datums in den folgenden Jahren zeigt, daß diese Funktion ebenso wie der liturgische Charakter erhalten blieb. 1934 stellte dabei nur scheinbar eine Ausnahme dar. Es waren wenige kurze Sendungen zum Thema des Tages, die in den Vorankündigungen ausgedruckt waren: von 12.50 Uhr bis 13.00 Uhr eine "Gedenkstunde für die gefallenen Freiheitskämpfer vor der Feldherrnhalle", die von 21.30-22.00 Uhr wiederholt wurde, sowie von 22.20-22.35 Uhr ein "Ausschnitt vom Treffen der alten Garde im historischen Bürgerbräu-Keller in München am 8. November". Nicht einmal in der "Stunde der Nation" wurde dem Datum Rechnung getragen 65). Zwei Gründe lassen sich für dieses Übergehen des "Feiertages" im Rundfunk vermuten: Zum einen hatte Goebbels für 1934 mehr propagandistische Zurückhaltung angeordnet 66), zum anderen lag kein zwingender propagandistischer Grund vor, diesen Tag feierlich zu begehen. Das bedeutete nicht, daß die liturgische Form als Mittel der Propaganda für nicht mehr tauglich befunden wurde, sondern nur, daß propagandistische vor liturgischen Absichten rangierten.

1935 lagen die Dinge dagegen wieder anders. Die Veranstaltungen zum 9. November dieses Jahres bildeten einen, wenn nicht den Höhepunkt nationalsozialistischer Feiergusaltung überhaupt. Selbstverständlich gab es nun ein Einheitsprogramm für alle Sender, und es ließe sich die Struktur der (österlichen) Liturgie erneut nachweisen. Ich beschränke mich jedoch auf wesentliche Details. Zunächst fällt die Mitternachtssendung auf: 23.30 Uhr: "Die Aufbahrung zum 9. November". Die Symbolisierung, die Mythisierung nahm makabre Züge an. Die Toten von 1923 wurden exhumiert und in der Feldherrnhalle aufgebahrt - "Auferstehung" im wörtlichen Sinn. Auch die Art der Feier, die Betonung des Feuers und des Wachens an den Särgen in der Nacht 67) lassen die Parallelen zum Osterfeuer wie zum stillen Gedenken von Karfreitag bis Ostersonntag deutlich werden. Eindeutiger noch der "Schicksalsmarsch von 1923" 68): Die exhumierten Leichen wurden von der Feldherrnhalle zu den "Ehrentempeln" auf dem Königsplatz in einem stillen Marsch - nur unterbrochen vom Aufruf der Namen der Gefallenen der Bewegung - getragen, wo sie Gauleiter Wagner zum "letzten Appell" aufrief. Während der Vorbereitungen hieß

65) Statt dessen wurde eine Hörfolge über Alfred Brehm gesendet.

66) Vgl. Heinz Pohle: Der Rundfunk als Instrument der Politik. Hamburg 1955. S. 278 ff.

67) An das Ereignis von 1935 erinnerte sich Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky 1937 folgendermaßen: "Aber dort, wo die Feldherrnhalle stand, da glühte es im magischen Licht, als leuchte von dort her brennend rot das lebendige Herz der Bewegung." Eugen Hadamovskiy: Der 8. und 9. November, in: Der Rundfunk 1. Jg. (1937). Nr. 4. S. 123.

68) Zum genauen Verlauf vgl. Ulrich Thürauf (Hrsg.): Schulthess' Europäischer Geschichtskalender 76. Jg. (1935). NF. 51. S. 175.

diese Kundgebung noch verräterisch "Auferstehungs-Feier" 69), was den Propagandisten dann doch wohl zu offensichtlich schien. An diese Gedenkfeier schloß sich die Vereidigung und Neuaufnahme von HJ und BDM-Mitgliedern in die Partei an, womit dann auch das österliche Taufthema seine Entsprechung gefunden hätte 70).

Die Grundform der Feiern zum 9. November war damit endgültig, die Anlehnung an die österliche Liturgie festgeschrieben: "Der Marsch vom Bürgerbräu-Keller bis zur Feldherrnhalle soll in allen Zeiten den Opfergang der nationalsozialistischen Bewegung versinnbildlichen. Der Marsch von der Feldherrnhalle bis zu den Ehrentempeln dahingegen soll den Sieg der Bewegung durch diesen Opfergang und den Opfertod an der Feldherrnhalle und die Auferstehung der Gefallenen zum Ausdruck bringen" 71). Eine interpretierende Reportage dieser Vorgänge wurde zunehmend überflüssig, sie konnte sich auf kurze Stimmungsberichte beschränken. In einer Presseerklärung der Reichs-Sendeleitung wurde die nahtlose Einpassung von Reportagetext in das Geschehen ausdrücklich hervorgehoben. Reportertext: "Die Toten werden aufgerufen.(...)" Und im gleichen Sprachrhythmus des Hörberichtes hört man nun über Nürnberg den Aufruf des ersten der Toten, Dietrich Eckart. "Die erste Pylone steht zu seinem Gedenken. (...) Kunst der Regie" 72). Die Deutung dieser Ereignisse wurde aus der Reportage in die vorangehende Sendung verlegt: die Kantaten. Bevor ich darauf jedoch eingehe, ist noch etwas zur grundsätzlichen Programmgestaltung des 9. November 1935 zu sagen: Der "Schicksalsmarsch von 1923" wurde nicht mehr von allen Sendern um 12.00 Uhr live übertragen (nur noch von München und dem Deutschlandsender), sondern um 20.00 Uhr als Wiederholung reichsweit verbreitet. Damit wurde der geforderten Orientierung am Tagesablauf des durchschnittlichen, werktätigen Hörers Rechnung getragen und erreicht, daß eine größere Hörerzahl erreicht werden konnte als bei der Direktübertragung.

Die vorausgehende Kantate von Herbert Böhme: "Die Halle des Ruhms" 73) (18.00-19.00 Uhr) gab die Richtschnur für die Rezeption der Reportage vom "Schicksalsmarsch" an. Der Hörer konnte dann ohne Hilfe des Reporters die berichteten Ereignisse selbst deuten. Diese Kantaten erhalten somit eine wichtige Bedeutung innerhalb des Programms. In ihnen läßt sich der Prozeß der

69) Vgl. BA R 78/1188; in diesem Bestand und im Bestand BA R 78/1189 befinden sich zahlreiche Unterlagen (Schriftwechsel und Manuskripte) zur Programmgestaltung des 9. November 1933 bis 1936. Sie gehören möglicherweise ebenfalls zu Akten von Günther Wißmann, der nun in der Abteilung Ale "Schrifttum" der Reichs-sendeleitung beschäftigt war. Er beabsichtigte die Publikation sämtlicher am 9. November 1933 bis 1936 gesendeten Kantaten (vgl. Schreiben Wißmann an Boese vom 8.5.1936, BA R 78/1189).

70) Vgl. Adolf Adam: Das Kirchenjahr mitfeiern. Freiburg, Basel, Wien 1979. S. 53 ff. und bes. S. 73.

71) "9. November 1935". Bl. 1-2; BA R 78/1189.

72) Presseerklärung der Reichssendeleitung vom 12. November 1935, S. 2. BA R 78/1189 (Auslassungen - bis auf den Beginn - im Original).

73) "Die Halle des Ruhms" (12 S.); BA R 78/1189.

Konsekrierung besonders gut nachvollziehen. Es sei an dieser Stelle aber nur ein Vers aus Böhmers Kantate zitiert und ansonsten auf die zutreffende Analyse von Klaus Vondung 74) verwiesen:

"Altar sind nun der Feldherrnhalle Stufen
Altar, der heimlich brennt von ihrer Glut,
und was sie nicht mit ihren Fäusten schufen,
errichtet steht es nun aus ihrem Blut."

Die Bereitschaft zum Opfer des eigenen Lebens für die Partei, die von den neuen Parteimitgliedern ebenso wie von denen von 1923 gefordert war, stand im Mittelpunkt dieser Kantate. Zugleich führte sie vor, wie die Bewegung ihre Toten ehrte; sie endete dementsprechend:

"HJ: Wer in Verpflichtung steht,
wer sich zum Schwur fand,
ob sterbend er vergeht,
lebt fort im Land.

(...)

Stufen von Blut betaut, sind stärker als die Zeit
und durch die Halle des Ruhms weht die Unsterblichkeit" 75).

Worum es am 9. November 1935 ging, war die Verpflichtung der Jugend auf die Ideologie des Nationalsozialismus und - immerhin war im März dieses Jahres die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden - um die systematische Militarisierung.

Das Programm von 1936 glich dem des Vorjahres bis auf die reichsweite Übertragung des "Schicksalsmarschs" nun wieder um 12.00 Uhr ohne Wiederholung am Abend. Diesmal wurden gleich zwei Kantaten gesendet: eine um 10.00 Uhr in der Feierstunde der HJ - "Es wachen die toten Soldaten" von Herybert Menzel (sie ist nicht erhalten) - eine weitere um 17.00 Uhr - "Die Fahne besiegt den Tod" von Helmut Hansen 76). Auffällig an ihr ist die deutliche Einbeziehung der Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Gleichberechtigt neben dem "Chor der Gefallenen von der Feldherrnhalle" 77) steht der "Chor der Toten des Heeres" 78) sowie der "Chor der Marine" 79). Die Kantate erhält dadurch einen kämpferischen Ton - sie dient nicht mehr nur der "Vergegenwärtigung" vergangener Ereignisse, ist nicht mehr vorwiegend rückwärtsgewandte Erinnerung, sondern aktives Bekenntnis zum Nationalsozialismus und seiner aggressiven Ziele.

74) Klaus Vondung: Magie und Manipulation. a.a.O. bes. Kapitel VII und VIII.

75) "Die Halle des Ruhms". S. 6 und S. 12; BA R 78/1189.

76) "Die Fahne besiegt den Tod" (12 S.); BA R 78/1189.

77) Ebenda. S. 5.

78) Ebenda. S. 6.

79) Ebenda.

"Wir sind der Toten des Weltkriegs Saat,
Reifende Tat, reifende Tat.
Als Rächer der Ehre, als Kämpfer für Brot.
Für Deutschlands Freiheit bis zum Tod!
Mit knirschenden Zähnen, im braunen Kleid
Sind wir Soldaten der neuen Zeit." 80)

So endet der Text der Kantate. In der Liturgie des 9. November hatte eine Schwerpunktverlagerung stattgefunden: vom Zentralteil weg zum Ausklang, in dem ja die Aktivierung des Rezipienten, dessen Bewährung im Alltag gefordert wird. Damit war wohl das Optimum erreicht, die Feiern zum 9. November änderten sich in den folgenden Jahren nur unwesentlich. Immer stärker wurden die Kriegsoffer - zunächst die des 1., dann auch des 2. Weltkriegs - mit in die Feierlichkeiten einbezogen 81), doch die Grundaussage und -absicht blieb die gleiche: Rechtfertigung und Sinngebung nicht zu rechtfertigender, sinnloser Tode, und Stärkung der Bereitschaft, sie erneut auf sich zu nehmen. Die Rundfunkprogramme der Feiern zum 9. November dienten der moralischen Aufrüstung.

VI.

Diese kleine Programmgeschichte zeigt, daß es sinnvoll sein kann, ein Tagesprogramm als Ganzes zu analysieren, um die Abfolge von Sendungen interpretierend als Einheit zu verstehen 82). Es gab also, und gibt auch weiterhin, Gestaltungsprinzipien nicht nur für einzelne Sendungen, sondern auch für größere Programmzusammenhänge. Im besprochenen Beispiel sind diese Prinzipien entlehnt. Diese Entlehnung war aber auch nicht zufällig, sondern geschah in der konkreten Absicht, deren Aussagewert zu übernehmen. Die Einzelsendungen erhielten unabhängig von ihrem jeweiligen Inhalt übergeordnete Bedeutung als Teil einer Liturgie. Diese zusätzliche Bedeutung mußte sich aber nicht mit den Intentionen der Sendungen decken, im Gegenteil, ihr Widerspruch war nicht nur als Ablenkung nutzbar - es ging am 9. November 1933 weniger um ein Totengedenken als um Wählermobilisierung, in späteren Jahren statt um Gedenken um moralische Aufrüstung - sondern auch als Möglichkeit, eine zweite Wirklichkeit zu installieren 83). Die vordergründige Gestaltung des 9. November als Gottesdienst eignete sich dessen formalen Aussagewert an: Liturgie ist Versammlung, zudem eine, "die ohne Zweifel den größten Anspruch auf Volkstümlichkeit machen kann" 84), und

80) Ebenda. S. 12.

81) Klaus Vondung: Magie und Manipulation. a.a.O. S. 84.

82) Womit nichts über die Rezeption dieser Sendefolgen gesagt ist; es ist schwer vorstellbar, daß jemand in der Lage war, das Gesamtprogramm als solches zu verfolgen.

83) Klaus Vondung: Magie und Manipulation. a.a.O. S. 193 ff.

84) Ferdinand Eckhardt: Grundsätzliches zu einem Hörspiel des Deutschlandsenders. a.a.O. S. 425.

ist in ihrem letzten Sinn Aufruf mit dem Ziel der Aktivierung. Auf diese Weise konnte der Rundfunk zur Kirche der Nation werden, die ihren "Verkündigungen" eine neue Qualität verlieh - die Qualität einer zweiten Wirklichkeit. In ihr bestand Leben nur noch auf Opferbereitschaft und Heldentod, ohne deren Realität 'Leid' und 'Schmerz' erfassen zu können oder zu wollen. Sie hatte in den transzendierten historischen Ereignissen sogar ihre eigene Geschichte. Und die Programmgestaltung des Rundfunks führte mit dazu, diese zweite Wirklichkeit die "erste", die Realität übertreffen zu lassen: Die Opfer des Zweiten Weltkriegs wußten nicht, oder sollten nicht wissen, wofür sie eigentlich fielen. Sie sollten an Bedrohung und Lebensraum im Osten glauben, und die tatsächlichen Motive - ungezügelter, aggressiver Expansionsstreben - ignorieren.

Karl H. Karst

ZEITGESCHICHTE IN DEN MASSEN MEDIEN

Überlegungen anlässlich einer Tagung zum Luther-Jahr 1983

"Luther ist tot", behaupteten die Plakate einer West-Berliner Straßenaktion, die in theatralem Spiel das Gegenteil zu beweisen versuchte: "Luther lebt". Eine provozierende Gegenüberstellung von sachlicher und bildlicher Mitteilung, ebenso provozierend wie die Frage, ob uns der verstorbene Martinus Luther denn lebendig geworden ist in diesem Jahr 1983, das mit Hunderten von Gedenk- und Geschenkartikeln den 500. Geburtstag des Reformators beging, ausgelöst durch einen einzigen Tag nur, aus dem unversehens ein ganzes Jahr wurde.

Ereignisse des sogenannten Luther-Jahres: noch sind sie nicht ausgezählt, die Zeitungsartikel, Zeitschriftenaufsätze, Bücher, Radiosendungen, Fernsehbeiträge, Ausstellungen. Noch bleibt ungeklärt, wessen Bedürfnisse von wem und womit bedient werden sollten. Ob es nun das Bedürfnis nach Aufklärung oder nach Auflagen, nach Umsetzung oder nach Umsatz, nach Gegenwartsbezug oder Vergangenheitsflucht war, eines immerhin scheint offenkundig: was 1983 der Vergegenwärtigung von vermeintlich Vergangenen dienen sollte, ist seinerseits schon zu dem geraten, was den Aktualitätsmedien "gestrig" erscheint, veraltet wie die Nachricht des Vortages.

Was also bleibt über das Jahr hinaus, wenn es nur aktuelle Nachrichten und keine Botschaften waren? Eine Requisitenkammer voll bunter Kostüme, ein weiterer Archiv-Ordner in der Rubrik Luther-Rezeption? Und welche Funktion hatte Martin Luther bei diesen angestregten Bemühungen, das steinerne Denkmal vom Sockel auf den Boden zu hieven, den längst Verstorbenen als Zeitgenossen vorzuführen, als Gesprächspartner zwischen den Generationen, zwischen Ost und West, zwischen Katholiken und Protestanten? Solche Fragen wirft die "gemeinsame Studienkonferenz" der Kommunikationswissenschaft an der Hochschule für Fernsehen und Film (München) und der Akademie für politische Bildung (Tutzing) auf, die sich in einer ersten Bilanz mit dem "Luther-Jahr 1983 in der allgemeinen und kirchlichen Publizistik der Bundesrepublik und der DDR" zu befassen versuchte. Unter der Leitung des Kommunikationswissenschaftlers Karl Friedrich Reimers und des Akademie-Dozenten Hans Friedrich fanden sich Historiker, Theologen, Kommunikationswissenschaftler, Philologen, Journalisten und Redakteure in Tutzing am Starnberger See zu einer Materialsichtung ein, die exemplarische Berichte über Veranstaltungen, Artikel und Sendungen anhand ausgewählter Beiträge, Sparten und Regionen enthielt. Umfangreich war das Programm, fachübergreifend die Zusammensetzung der Referenten und Diskutanten, angemessen ihr Anspruch, nicht Antworten geben zu wollen, sondern Fragen zu entwickeln. Daß diese Tagung dennoch spürbaren Schwierigkeiten ausgesetzt war, ist auf ihren Gegenstand zurückzuführen, dessen Übermaß und Unüberschaubarkeit sich auf eine Veranstaltung übertrugen, die gerade diese Phänomene zu erfassen versuchte. Schwierigkeiten, die im Grunde als Beleg für die Berechtigung der Tutzinger Tagung gelten können, vor allem jedoch für die Notwendigkeit einer systematischen Analyse dessen, was "Zeitgeschich-

te in den Massenmedien" genannt werden kann. Dies legen jene überwiegend ablehnenden Presse-Reaktionen nahe, die sich in dem Satz gründeten: "Schon wieder Luther, wir haben die Nase (lies: Blätter) voll". Daß die möglichen Sprecher eines solchen Satzes zugleich die Urheber des Zustandes sind, den sie beklagen, scheint auf eine tiefer- oder höhergelegene Medien-Gesetzlichkeit hinzuweisen, die entweder tatsächlich vorhanden oder nur ein zweckdienliches Argument ist. Die Tutzingener Tagung kam somit in den Ruf, zu vergrößern, was sie nur registrieren wollte: Übermaß und Überdruß.

Neben der mangelnden Bereitschaft zur Medienkritik ließe sich aus diesem Verhalten auch die selbstkritische Einsicht ablesen, daß es nun wirklich "zu viel" war und daß eine Geschichtsarbeit, die sich vorrangig durch ihre Quantität auszeichnet, nur ersetzt, was sie anregen will: Die nähere Beschäftigung mit dem Gegenstand, mit der Person, der Zeit, dem Werk, schließlich auch mit der Gegenwart und ihren historischen Verknüpfungen. Dies sind Fragen, die sich angesichts der Überfülle zeitgeschichtlicher Medienarbeit aufdrängen: Dienen die zahllosen Gedenk- und Geschenkartikel der Hinlenkung oder der Ablenkung? Suchen sie das Heute im Gestern oder versuchen sie, es dahinter zu verbergen? Sind sie Dokumente eines gestiegenen Geschichtsbewußtseins, einer größeren Erinnerungs- und Trauerbereitschaft oder nur Alibi und Beleg für den Mangel derselben? Fordern sie durch Übermaß die weitere Beschäftigung oder verhindern sie durch Überdruß die notwendige Fortsetzung des Nach-Denkens? Beinahe nur rhetorische Fragen, die jedoch zurückverweisen auf die Bedingungen medialer Überproduktion, etwa auf das Spannungsverhältnis von Populär- und Elitekultur, von Minderheiten- und Mehrheitenprogrammen, in dem sich vor allem jene Medien befinden, die mit breiten Programmfächern ihrem Charakter als "Massen-Medium" gerecht zu werden versuchen.

Ihr Massenanspruch findet sich in jenem vielbemühten "reichhaltigen Angebot", das "jedem das Seine" zu vermitteln vorgibt, qualitative Vielfalt (und nicht etwa quantitative Vervielfachung) aber nur dann erreicht, wenn Kooperation oder gar Ko-Produktion vorausgehen. Konkurrenz- und Profilierungsneigungen der zahlreichen Institutionen und ihrer noch zahlreicheren Untergliederungen stehen dieser notwendigen Zusammenarbeit jedoch entgegen. Sie zählen zu den wesentlichen Ursachen von Übermaß und Überdruß. Was mit Verantwortungsbewußtsein ein wohldifferenziertes Medienangebot hervorrufen könnte, gerät zur Grundlage eines marktschreierischen Kunden-Gerangels und einer zur Verpackungskunst verkümmerten Didaktik. Die stets zugrundeliegende Frage: Wie läßt sich der Gegenstand (hier: die Geschichte) vermitteln, ohne den jeweiligen Adressaten zu unter- oder zu überfordern und sowohl dem Gegenstand als auch dem Medium gerecht zu werden, - diese Frage verkürzt sich mehr und mehr auf wirtschaftliche Akzeptanzüberprüfung, auf Leser- und Einschaltquotenmessung. Die Folgen sind Dubletten und Übermaß auf der einen, Wirkungslosigkeit und Überdruß auf der anderen Seite, schließlich Zeit- und Geldverschwendung und nicht zuletzt die Verdrängung anderer Themen. Es wäre eine Untersuchung wert, Feststellungen darüber zu treffen, welche Themen in den Jubiläumsschwemmen der Jahre 1982 und 1983 untergingen, wo das

kritische Be-Denken gegenwärtiger Vorgänge dem feierlichen Gednken historischer Ereignisse zum Opfer fiel und welche Rangfolgen es gab in den zahlreichen Personen- und Ereignis-Daten, die sich so urplötzlich rundeten. Was, so ließe sich aus entgegengesetzter Richtung untersuchen, wird über Luther geschrieben, gesagt, gesendet, wenn kein Jubiläum ihn ins Rampenlicht stellt? Gleiches ließe sich bei Goethe, Kafka, Marx und anderen fragen. Schließlich wäre festzustellen, daß wohldosiertes Gednken durchaus eine gegenwartsbezogene Erinnerungsleistung hervorbringt, wenn sie mit kritischem Bedenken verbunden ist und nicht allein den publizistischen Verwertungsgesetzen gehorcht. Beides angemessen zusammenzuführen, das ist wohl die Aufgabe jener Medien, deren vermeintliche oder tatsächliche Flüchtigkeit sich vorrangig für den Tages-Bezug zu eignen scheint, obwohl ihre massenhafte Wirkung weit über den Tag hinausgeht. Kurzzeitigkeit und Dauerhaftigkeit, Aktualität und historisches Bewußtsein bilden die Spannungspole, zwischen denen sich Zeitgeschichte in den Massenmedien bewegt.

Kaum eine Instanz trägt für die Vermittlung von Geschichte und Geschichten derzeit mehr Verantwortung als der Rundfunk. Hörfunk und Fernsehen prägen Bilder und Ereignisse, Vorgänge und Einstellungen mit der Suggestion des "Dabei-Seins" und ihrem verführerischen "Als-Ob". Von Martin Luther wissen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wie er aussah. Ganz ungewiß ist, wie er sprach und wie er sich bewegte. Den Kennern bleiben die Kunst-Bilder seiner Zeitgenossen und die Beschreibungen seiner Biographen. Dem Laien dagegen prägen sich schau- und hörspielerische Figuren, Film- und Theater-Kulissen, schließlich einige Zitate und Kommentare ein. Daß Schauspieler-Gesichter mit den Konterfeis hehrer Geschichtsgrößen identifiziert werden, ist längst ebenso geläufig wie die Tatsache, daß sich zeitgeschichtliche Information recht wirkungsvoll über die emotionelle Identifikation vermitteln läßt. Doch gerade die Selbstverständlichkeit dieser "Wirklichkeits"-Verschmelzung erfordert beharrliche Kritik, bildet sie doch die Grundlage für Vermessenheiten, wie sie sich in dem Anspruch äußert, heute zeigen zu wollen, "wie es damals wirklich war". Auch mit der Perfektionierung ihrer Abbildungsmedien ist die Wirklichkeits-Darstellung nicht wirklichkeitsnäher geworden, im Gegenteil. Schon 1952 wußte Theodor W. Adorno in seinem "Prolog zum Fernsehen" festzustellen: "Je vollständiger die Welt der Erscheinungen, desto undurchdringlicher die Erscheinung als Ideologie." Gerade das Authentizitätsgebaren neuzeitlicher Medien macht die Offenlegung ihrer Vermittlungsweise zu einer grundsätzlichen Forderung, die sich auf alle Formen der medialen (Geschichts)Arbeit bezieht, unabhängig von der zeitlichen Entfernung ihres Gegenstandes. So scheinen uns die Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts weitaus bekannter als diejenigen zurückliegender Zeitalter. Sie sind uns nahe gerückt in vorgeblich authentischen Reproduktionen, in bewegten Bildern und Stimmen, die jedoch nicht weniger falsch sein können als die offenkundig verfremdeten Portraits und Beschreibungen voriger Jahrhunderte. Mit ihrem Objektivitätsanspruch aber wecken sie den Anschein von Glaubwürdigkeit und sorgen für die Verschmelzung von Realität und Fiktion, von erster und zweiter, von erlebter und vermittelter Wirklichkeit. Martin Luther neben Helmut Kohl, Hans-Joachim Vogel und Erich

Honnecker - Bilder und Sätze, die Aufschluß geben über die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, über die Nähe der Ferne und die Ferne der Nähe. Nicht nur in Bezug auf das Historische ist kritische Distanznahme demnach das geeignete Mittel, scheinbare Nähe und vermeintliche Kenntnis in tatsächliche umzusetzen. Erst das Erkennen der Entfernung macht Nähe möglich. Doch statt Distanzwahrung wird Vereinnahmung betrieben; das haben die Gedenktagsreden und Feiertagsgrüße des Jahres 1983 oft überdeutlich zum Ausdruck gebracht. Willkürlich die Brücke zu schlagen zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert, ohne berücksichtigen zu wollen, was diese beiden Jahrhunderte voneinander trennt, ist mehr als unsachliche Aktualitätsbeflissenheit. Eine unbedacht aktualistische Zeitgeschichte, wie sie gerade anlässlich von Jubiläen auftritt, bei denen das runde Datum allein keinen historischen Bezug ausmacht, kann ebenso verfälschend sein wie das vorgeblich wertfreie Faktographieren. Der publizistisch erforderliche "Mut zur Lücke" hat hier jedoch nur dann eine Berechtigung, wenn der Mut als persönlicher und die Lücke als Mangel (oder Methode) erkennbar werden. Objektivitäts- und Vollständigkeitsansprüche sind dabei gefährlicher als das Zugeständnis einer subjektiven, zeit- und medienbedingten Annäherung, die in der Mitteilung ihres Anliegens und in der Erläuterung ihrer "Spiel-Regeln" den Nachvollzug erlaubt. Diese erkennbare Zeitgenossenschaft enthält zugleich eine unaufdringliche Ausrichtung an den Lesern, Hörern und Zuschauern. Wer sich als persönlich Interessierter zu erkennen gibt, macht durch Glaubwürdigkeit und kritischen Vorbehalt auch andere zu Interessierten. Und Interessierte sind - im Wortsinn - dabei.

+

So könnte die Schlußfolgerung aus den fünftägigen Gesprächen der Tutzingener Tagung lauten, selbst wenn sie dort nicht ausdrücklich formuliert worden ist. Antworten oder Rezepte gab es nicht. Auch die umfangreichen Einzelbeschreibungen lassen sich schwerlich zusammenfassen. Deshalb bleiben die hier vorgestellten Überlegungen allgemein. Sie führen Äußerungen und Andeutungen so unterschiedlicher Referenten fort wie: Hans Abich (ehemaliger Programmdirektor der ARD), Christa Dericum-Pross (Autorin), Eugen Hoffmann (Düsseldorfer Historiker), Wolfgang Harms (Münchener Germanist), Wilfried Scharf (Göttinger Kommunikationswissenschaftler); Karl Friedrich Reimers und Otto B. Roegele (Münchener Kommunikationswissenschaftler), Irene Hirsch, Andrea Lammers, Gerhard Fezer, Mascha Merker, Daniel Tanberg und Martin Engler von der Seminargruppe Reimers; Hildegard Schlee (freie Mitarbeiterin am Germanischen Nationalmuseum Nürnberg), Hans-Joachim Kaffsack (dpa), Hans-Gerhard Gensch (epd), Norbert Stahl (KNA), Detlef Urban (Red. "Kirche im Sozialismus"), Eckart Gottwald (Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht), Karl Alfred Odin (FAZ), Christian Schütze (Süddeutsche Zeitung), Dietrich Strothmann (Die Zeit), Henk Ohnesorge (Die Welt), Heinrich Stubbe (Rheinischer Merkur/Christ und Welt) sowie Wolfgang Buhl, Hartmut Weber und Klaus Wölflé (Bayerischer Rundfunk) und Hans-Joachim Girock (Südwestfunk).

Winfried B. Lerg

PERSÖNLICHE ZEUGENISSE IN DER RUNDFUNKGESCHICHTE
Zur Kritik der Oralistik (Oral History)

Studierende der Sozial- und Kommunikationsgeschichte haben nicht selten die historiographisch herausfordernde Chance, zur Bearbeitung der von ihnen bevorzugten, zeitnahen Themen noch lebende Zeugen anzutreffen und für ein Gespräch (Interview) oder für die Niederschrift eines Selbstzeugnisses zu gewinnen. Dieser Umstand hängt unmittelbar mit einem anderen zusammen, und zwar mit dem besonderen Auswahlverfahren, mit dem jene lebenden Zeugen ermittelt und methodologisch bestimmt werden. Anders als in der allgemeinen Geschichtsschreibung, sind die aufgefundenen und angezielten Zeugen- oder Personengruppen keineswegs nur einzelne Angehörige einer Machtelite, einflußreiche Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur, aus der Oberschicht. Vielmehr gilt das Forschungsinteresse, wie das in der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung selbstverständlich ist, prinzipiell allen Personen, und zwar schichtenunabhängig. Doch dieses Prinzip gerät bisweilen aus dem Blick, wenn ein tatsächlicher historiographischer Nachholbedarf mit übereilter Entschlossenheit wahrgenommen wird, und zwar die Alltagsgeschichte, die "Geschichte von unten" oder "Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", wie der Titel des zwischen 1853 und 1869 in zahlreichen Auflagen und Ausgaben erschienenen Vierbänders des Redakteurs und Kulturhistorikers Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897) lautete. Der kommunikative, der Medienalltag, die publizistische Lebensgeschichte der Leute, der großen und kleinen Bürgerinnen und Bürger, wird zum Forschungsdesiderat erklärt. Mündliche Tradition soll durch offene (nicht-standardisierte) Interviews festgehalten, als geschichtliches Zeugnis aufgezeichnet werden. Wenngleich unbestritten ist, daß auf diese Weise manchmal aparte Kabinetttüchchen kommunikativer Kulturgeschichte gerettet werden können, wird ihr wissenschaftlicher Quellenwert gering sein, solange die Frage ihrer Allgemeingültigkeit nicht zureichend beantwortet wird. Die empirische Kommunikationsforschung beantwortet die Frage nach der Reichweite ihrer Befunde mit einer genauen Erläuterung ihres Auswahlverfahrens und bedient sich dabei der induktiven Methode der Stichprobenstatistik. Die historische Rezipientenforschung oder die Geschichte der Mediennutzung zu Zeiten, für die noch keine systematischen Leser-, Hörer- und Zuschaueruntersuchungen vorliegen, wird als erstes auf (methodische) Repräsentativität ihrer Befragungspersonen achten müssen. Die von der Oralistik heftig umgetriebenen Forscherinnen und Forscher tun also gut daran, sich ein paar Grundkenntnisse der sozialwissenschaftlichen Umfrageforschung mitzunehmen auf ihre Suchfahrten nach kommunikationsgeschichtlichen Zeugen, sonst dürfte ihnen Ähnliches widerfahren wie den Brüdern Grimm, - die freilich gefunden haben, was sie suchten: Märchen. Nun wissen wir aus der Märchenforschung, daß ihre Quellen und Zeugnisse ausdrücklich ihren Ursprung in der mündlichen Überlieferung haben. Dabei waren - und bleiben oft bis heute - die überliefernden Personen außer Betracht. Allein das erzählte Dokument gilt als kultur- oder gar literarhistorisches Zeugnis. Seine soziale Herkunft war lange Zeit uninteressant, sehr zum

Unmut der neueren, gesellschaftshistorisch arbeitenden Volkskunde, die nun aufwendige Interpretationen oder Inhaltsanalysen der Märcheninhalte anstellen muß, um den mundpublizistischen Erzählmustern und damit einem Phänomen der submedialen, unvermittelten Kommunikation der Gesellschaft - wozu übrigens auch das Gerücht zählt - auf die Spur zu kommen.

Die Auswahl von Gesprächspartnern, die Aufzeichnung und Übertragung ihrer Erzählungen, - die Dokumentation der mündlichen Zeugnisse, das sind die ersten und allzuoft etwas unbedachten und raschen Schritte der neuen Oralisten. Doch was nun folgen muß, als nächster Schritt, bedarf noch weiterer, und zwar methodologischer Überlegungen, soll das Ganze nicht als weiteres Produkt der modischen Fantasy-Literatur anheimfallen. Kurz gesagt, es geht nun darum, den Sinn oder die Bedeutung der persönlichen Zeugnisse zu erschließen. Die Erkenntnistheorie hält für die Geschichtswissenschaften im allgemeinen die hermeneutischen, die beweisdeutenden Methoden, für die Sozialwissenschaften dagegen die analytischen, die beweisprüfenden Methoden parat. Was aber machen wir mit dem sozialgeschichtlichen Dokument? Gewiß richtet sich die Methode nach der Frage und nicht umgekehrt. Aber manche schwierige Frage kann erst gestellt werden, wenn der passable Weg zu einer Antwort wenigstens abzusehen ist. Probleme pflegen eher in ihrer Komplexität erkannt zu werden, wenn ein entsprechender Lösungsweg gefunden ist. Die Fragen an Zeugenberichte von hundert Teilnehmern an der Berliner Sportpalastkundgebung zum "Totalen Krieg" vom 18. Februar 1943 lassen sich am besten mit einer systematischen Inhaltsanalyse beantworten. Die Fragen an Zeugenberichte der für diese Veranstaltung seinerzeit zuständigen Personen im Propagandaministerium, beim Großdeutschen Rundfunk oder bei der Deutschen Wochenschau erlauben zur Beantwortung die historisch-philologische Interpretation.

Das einfache Beispiel muß ungenügend bleiben. Gleichwohl mag daraus deutlich werden, daß sowohl die Fragestellung als auch Art und Anzahl der befragten Personen oder Personengruppen in jedem Fall zusammen gesehen und unter methodischen Gesichtspunkten erwogen werden müssen. Nützlich ist dabei die in der Kommunikationsforschung heute übliche Unterscheidung zwischen Kommunikator- und Rezipientenuntersuchungen, auch und gerade für historische Studien. Bei dem eben angeführten Beispiel wäre die Auswertung von hundert Zeugenberichten der Propagandaveranstaltung eine Rezipientenstudie, während die Auswertung der Zeugnisse bestimmter publizistisch mit der Kundgebung befaßten Personen eine Kommunikatorstudie abgeben würde. Die Unterscheidung kann die Fragestellung, ihre theoretische Einbindung ebenso erleichtern wie die Entwicklung des Methodendesigns und die forschungslogische Verknüpfung der Fragen mit den Antworten.

Hans Bredows zweibändige Erinnerungen (Im Banne der Ätherwellen. Stuttgart 1954 und 1956) stellen bis heute das einzige große und zugleich für die Gattung der Memoirenliteratur charakteristische Werk zur deutschen Rundfunkgeschichte dar. Seither sind ungezählte kleine Erinnerungsbücher und -aufsätze erschienen und haben einen äußerst mannigfaltigen und ungleichwertigen Thesaurus autobiographischer oder testimonialer Dokumente entstehen lassen. Eine systematische Sammlung von persönlichen

Aufzeichnungen oder mündlichen Berichten zur Rundfunkgeschichte ist dagegen in der Bundesrepublik noch nicht begonnen worden. Eher beiläufig und in unregelmäßigen Abständen versammelt Kurt Wagenführ immerhin eigene und fremde Erinnerungstexte in den "fernseh-informationen", zuletzt im vorigen, dem 34. Jahrgang (1983) in den Heften 2 bis 10 und 17, 19 und 20, - insgesamt acht numerierte und vier nicht numerierte Beiträge unter dem Reihentitel "Aufzeichnungen zur Rundfunkgeschichte Deutschlands (Vor 50 Jahren in einem Funkhaus)". Beiträger dieser Serie waren Hans Mersmann und Karl Würzburger, Karl Holzamer (Buchauszug), Oskar Haaf (Buchauszug) und Wagenführ selbst, der seine Aufzeichnungen teilweise mit Archivmaterial unterlegt hat. Herbert Antoine schrieb für die "SFB-Informationen" (Berlin, Heft 1/1983) über die Machtübernahme 1933 im Berliner Funkhaus und über seine Entlassung.

Die Auswertung solcher Selbstzeugnisse für die rundfunkgeschichtliche Forschung durch historische Laien - wie etwa viele Journalisten -, aber auch Studierende und Wissenschaftler, denen das Medium Rundfunk und die Kommunikationsgeschichte fremd sind, erfordert indessen eine besondere quellenkritische Prüfung, und zwar noch bevor irgendeine inhaltliche Erschließung beginnen kann. Mindestens seit hundert Jahren, seit Adolf Rhomberg (Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft, 1883) gibt es für die Quellenkritik ein paar Regeln, die alt und einfach genug sind, um nun über ein amerikanisches Lehrbuch wieder der Kommunikationsgeschichtsschreibung in Erinnerung gebracht zu werden. In seinem 1965 erstmals erschienenen Buch (Theory and research in the communicative arts. New York usw. 1965, S. 181-187) schrieb Ernest Gordon Bormann über die historische Methode in der Kommunikationsforschung und erläuterte dabei besonders locker, aber einprägsam die Quellenkritik:

"Wenn der Historiker sicher ist, daß er den Sinn eines Dokuments, das, was der Zeuge mit seiner Aussage mitteilen wollte, verstanden hat, dann muß er die Kompetenz des Zeugen prüfen, dessen Zeugnis in dem Dokument niedergelegt ist. Zuerst ist zu fragen, ob der Zeuge ein Augenzeuge war. Doch selbst das Zeugnis des Augenzeugen bedarf kritischer Überprüfung. War der Zeuge ein guter Beobachter? (...) War der Zeuge in der Lage, die Sachverhalte, um die es geht, zu beobachten? (...) Wieviel Zeit ist vergangen zwischen der Beobachtung und dem Zeugenbericht? (...) Unbearbeitete Tagebücher sind immer zuverlässiger als Erinnerungen. Wie egozentrisch war der Zeuge? In jedem persönlichen Erlebnisbericht ist ein gewisses Maß an Ich-Beteiligung unvermeidlich; aber wenn der Historiker nicht aufpaßt, dann könnte er den Eindruck gewinnen, als sei der Zeuge aktiver und bedeutender gewesen, als er es in Wirklichkeit war. (...) Wollte er die Wahrheit sagen? Hatte der Zeuge einen Grund für falsche oder verzerrte Darstellung? (...) Sobald ein Zeuge verletzt, in seinem Fortkommen behindert wurde oder seine Freunde zu Schaden kamen, müssen wir mit absichtlichen Entstellungen oder Fälschungen rechnen. Deshalb muß der Historiker möglichst viel über die persönlichen Beziehungen, die Freundschaften und Feindschaften der Menschen versuchen herauszufinden, über die er schreibt und deren Beobachtungen die Grundlagen seiner Untersuchung abgeben. Der

Historiker darf aber auch nicht vergessen, daß Menschen und ihre Beziehungen sich verändern. (...) Wenn ein Zeuge über stark gefühlsträchtige Ereignisse wie Arbeitskampf, politische Kampagnen, Krieg, Wirtschaftskrisen, konfessionelle oder ideologische Auseinandersetzungen berichtet, kann seine persönliche Einstellung ihn zu falschen oder verzerrten Darstellungen verleiten. Der Zeuge kann die Tatsachen verfälschen, sie über- oder unterbewerten, um für seine Sicht einzunehmen. (...) Wenn ein Memoirenschreiber eine aufregende Schilderung geben möchte, wird er womöglich Tatsachen entstellen, um den dramatischen Eindruck seines Berichts zu verstärken. Er wird aus diesem Grund die Bedeutung von Personen und Ereignissen überbewerten. (...) Ein Zeuge kann durch das, was er gern gesehen haben würde in die Irre geführt werden durch seine Voreingenommenheit. Wenn er Ausschreitungen beobachtet, sieht er vielleicht Kommunisten, weil er Kommunisten erwartet hat, während es sich tatsächlich um Gewalttäter handelte. Er erwartet von Engländern, daß sie keinen Humor haben, von Deutschen, daß sie gründlich sind, von Schauspielerinnen, daß sie eine lockere Moral haben; und seine Berichte sind entstellt, weil sie von einem Zeugen stammen, der nicht umfassend und fair beobachtet (wie ein Journalist beispielsweise, d.Ü.), sondern mit einer vorgefaßten Meinung über das, was er in einer bestimmten Situation sehen will. Ein Student soll aber immer daran denken, daß selbst eine geprüfte historische Quelle Behauptungen enthalten kann, die nicht den Tatsachen entsprechen oder einfach falsche Tatsachenbehauptungen darstellen. Eine Tatsachenbehauptung in einer überprüften Quelle sollte in der Weise erhärtet werden, daß sie mit einer weiteren, gleichartigen und überprüften Quelle verglichen wird; und die beiden Quellen sollen voneinander unabhängig sein. (...) Manchmal gelingt es dem Historiker nicht, zwei unabhängige Quellen zum gleichen Sachverhalt aufzutreiben, um die Richtigkeit einer bestimmten Tatsachenbehauptung zu bestätigen. Selbst sorgfältige Nachforschungen führen zu keiner weiteren Aussage über ein bestimmtes Ereignis. Zahlreiche, eher psychologische Fragen lassen sich meist nur mit einer einzigen Quelle klären, denn sie berühren die Individualität einer Person, ihr Denken und Fühlen, und ihr Zeugnis muß für sich stehen. In einem solchen Fall tritt die Regel von den beiden unabhängigen Quellen außer Kraft. Gleichwohl kann die Quellenkritik mit der Frage weiterkommen, ob es sich um ein privates oder um ein öffentliches Dokument handelt. War es zur Veröffentlichung oder nur für die Augen eines Vertrauten bestimmt? War es vollständig oder teilweise vertraulich? Im allgemeinen wird jemand seine Gedanken und Gefühle in einem öffentlichen Dokument eher verzerrt darstellen als in einem privaten oder vertraulichen Bericht. Wenn seine selbstbeobachtenden Aufzeichnungen unzeitgemäß sind, spricht einiges dafür, daß sie richtig sind. Wenn seine Handlungen und sein Lebensweg seine subjektiven Berichte bestätigen, spricht manches dafür, daß sie wahr sind."

BIBLIOGRAPHIE

Zeitschriftenlese 30 (1.9. - 30.11.1983 und Nachträge)

- Richard Albrecht: Fernsehunterhaltung ... Konsumerismus als Lebensstil. Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland - empirische und theoretische Aspekte, in: Journal für Publizistik & Kommunikation. Jg. 2. 1983. Nr. 2/3. S. 61-76.
- Aufzeichnungen zur Rundfunkgeschichte Deutschland. Vor 50 Jahren in einem Rundfunkhaus. T. 8, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 10. S. 257-258. Erinnerungen an die nationalsozialistische Machtergreifung im deutschen Rundfunk. Beitrag von Kurt Wagenführ.
- Marylin Bobes: Wie das Eis nach Macondo. Das Fernsehen im revolutionären Prozeß Kubas, in: Film und Fernsehen. Jg. 11. 1983. Nr. 9. S. 69-70.
- Jens Brüning: "Draußen stehen die Berliner und drücken sich an den Glaswänden die Nase platt." Anmerkungen zur Geschichte der Internationalen Funkausstellung Berlin, in: Funk-Korrespondenz. Jg. 31. 1983. Nr. 35. S. 16-18.
- Christoph Buggert: Hansjörg Schmitthenner wird 75. Ein Geburtstag, den man nicht glauben mag, in: Kirche und Rundfunk. 1983. Nr. 90. S. 4-5.
- Christian von Chmielewski: Am Anfang waren Worte von Theodor Heuss, in: DW-Handbuch für internationalen Kurzwellenrundfunk 83/84. Berlin 1983. S. 16-27. Zur Geschichte der Deutschen Welle in den ersten Jahren ihres Bestehens als gemeinsames Kurzwellenprogramm der ARD seit 1953.
- Herman Cohen Jehoram: The pluralistic broadcasting system in the Netherlands, in: Hörfunk und Fernsehen im Gemeinsamen Markt. Baden-Baden 1983. S. 121-145.
- Horst Dichanz: Medien in der Erwachsenenbildung, in: Medien und Erziehung. Jg. 27. 1983. H. 5. S. 283-289. Historischer Überblick.
- Ansgar Diller: Die Post kassierte - dem Rundfunk blieb der Ärger. Rundfunkwerbung in den 20er und 30er Jahren - Werbespots im Originalton, in: Funk-Korrespondenz. Jg. 31. 1983. Nr. 43. S. P1-P3.
- Claus Eurich, Gerd Würzburg: "Liebe ist, wenn man den Fernseher ausschaltet". Fernsehen und Familie. Eine Alltagsarchäologie, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 11. S. 22-26. Subjektive Erinnerungen von Zuschauern an 30 Jahre Fernsehen und Fernsehalltag in den Familien. Mit Anmerkungen der Autoren zur medienbiographischen Forschungsmethode, in diesem Fall einer Fernsehgeschichtsschreibung von unten.
- Christiane Grefe: "Es ist viel passiert in diesem Leben..." Erinnerungen an den Rundfunkpionier Adolf Grimme, in: W & M. Weiterbildung und Medien. 1983. H. 5. S. 11-12.
- Wilmont Haacke: Harry Pross 60 Jahre, in: Publizistik. Jg. 28. 1983. H. 3. S. 403-410.
- Peter Christian Hall, Alf Mayer: "Wenn Offenlegung tatsächlich zum Geschäft gehörte..." Ein Gespräch über das Ende der ZDF-Reihe "betrifft: Fernsehen" mit Helmut Greulich und Joachim Obst, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 10. S. 8-10.
- Doris J. Heinze: Das Ende einer Bemühung. WDR: "Schauplatz" wegregionalisiert, in: W & M. Weiterbildung und Medien. 1983. H. 5. S. 8-10.

- Wolfgang Henckels: Zum zehnten Wettbewerb der Fernseh-Regionalprogramme (1983). Bericht über Radio Bremens "Werkstattgespräche", in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 11. S. 283-284.
- Uwe Hense: Hörrundfunk und Frequenznutzung - ein Überblick. T. 3, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks. Jg. 17. 1983. H. 1. S. 19-27.
- Knut Hickethier: Schulfernsehen in der DDR, in: W & M. Weiterbildung und Medien. 1983. H. 6. S. 26-27.
- Peter Holz, Helga Holz: Bildschirmsport als Mythos - das Aktuelle Sportstudio, in: Sport und Berichterstattung. Reinbek bei Hamburg 1983. S. 135-147.
- Frantisek Hrdlicka: Auch in der Tschechoslowakei wurde "29,8" gehört. Auf der Spur von alten Hörerbriefen, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks. Jg. 17. 1983. H. 1. S. 28-31.
- Heinz-Josef Hubert: Es ist Sonntag, 6 Uhr früh. Das Festival des kleinen Mannes: 45 Jahre "Duisburger Hafenkonzert", in: WDR print. Nr. 89. 1983. S. 8.
- Carlos Vicente Ibarra: Lautloser Kampf. Zum Sandinistischen Fernsehen (Nicaragua), in: Film und Fernsehen. Jg. 11. 1983. Nr. 9. S. 68.
- Julius Jacobi: Norag-Pionier Kurt Stapelfeldt 85 Jahre, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 16. S. 411-412.
- Hermann Jäger: Deutsche Welle im Spiegel der Presse, in: DW-Handbuch für internationalen Kurzwellenrundfunk 83/84. Berlin 1983. S. 103-111. Zur Beurteilung der Deutschen Welle von 1952 bis 1982.
- Hermann Jäger: Deutschsprachige Sendungen aus Südost- und Osteuropa. Geschichte, Entwicklung und Analyse, in: DW-Handbuch für internationalen Kurzwellenrundfunk 82. Berlin 1981. S. 106-112.
- Ludwig Kahle: Im 30. Jahr. Serbska redakcija mit vielen neuen Sendungen (Serbische Redaktion von Radio DDR), in: Neue Deutsche Presse. Jg. 37. 1983. H. 11. S. 15.
- Uwe Kammann: "... ein Stück Normalität erreicht". Ein Interview mit Peter von Rügen, (noch) Leiter des Adolf-Grimme-Instituts, in: Kirche und Rundfunk. 1983. Nr. 68/69. S. 2-6.
- P.J. Kingston: A survey of the French radio industrie 1940-1944 as seen by the BBC, in: Historical journal of film, radio and television. Vol. 3. 1983. Nr. 2. S. 149-160.
- Dietrich Leder: War das was? Die Dokumentarfilmreihe "Schauplatz" des WDR ist eingestellt. Ein Blick zurück, in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 10. S. 16-24.
- Ricarda Lohrer: Sendelust - Sendefrust, in: Televisionen - Medienzeiten. Beiträge zur Diskussion um die Zukunft der Kommunikation. Berlin 1983. S. 91-97. Zur Entwicklung und gegenwärtigen Situation der Freien Radios in der BRD.
- Heike Mundzeck: Mutmachen mit Programm. Zehn Jahre "Rappellekiste", in: Medium. Jg. 13. 1983. H. 11. S. 27-33.
- Hans Peter Pischalka: Die größten Kurzwellenstationen der Welt, in: DW-Handbuch für internationalen Kurzwellenrundfunk 83/84. Berlin 1983. S. 131-135.
- Eckhart Pohl: Schecks und Schelte fürs Regionale. Zum zehnten Mal Regionalfernseh-Wettbewerb von Radio Bremen, in: Hörfunk Fernsehen Film. Jg. 33. 1983. H. 9. S. 15-16.

- Conrad Pütter: Deutsche Emigranten und britische Propaganda. Zur Tätigkeit deutscher Emigranten bei britischen Geheimdiensten, in: Exil in Großbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Stuttgart 1983. S. 106-137.
- Günter Roessler: Kurzwellenrundfunk gestern - heute - morgen, in: DW-Handbuch für internationalen Kurzwellenrundfunk 83/84. Berlin 1983. S. 61-67. Zur Technikgeschichte der Deutschen Welle.
- Der Rundfunkpublizist P. Dr. Rainulf Schmücker wird 75. (8 Beiträge), in: Funk-Korrespondenz. Jg. 31. 1983. Nr. 35. S. 1-15.
- Heinz Dieter Schliebe: Massenmedien im Land am Kilimandscharo. Ein Beginn unter schwierigen Bedingungen, in: Neue Deutsche Presse. Jg. 37. 1983. H. 9. S. 26-27. Über Rundfunk und Presse in Tansania.
- Hendrik Schmidt: Wissen und Können. Harry Pross - ein Rundfunkmann und Lehrer wird sechzig, in: Kirche und Rundfunk. 1983. Nr. 68/69. S. 1-2.
- Manfred Scholz: 60 Jahre "Töne aus der Luft". Aber erst 1945 begann Kapitel II der Rundfunkgeschichte (DDR), in: Neue Deutsche Presse. Jg. 37. 1983. H. 10. S. 14-15.
- Heinz Schwitzke: Friedrich Wilhelm Hymmen - 70 Jahre alt, in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 10. S. 251.
- Ulrich Spies: 10 Jahre Adolf-Grimme-Institut, in: Volkshochschule im Westen. Jg. 35. 1983. H. 5. S. 294-295.
- August Soppe: Als das Radio noch ein neues Medium war. Presse und Rundfunk vor sechzig Jahren, in: Televisionen - Medienzeiten. Beiträge zur Diskussion um die Zukunft der Kommunikation. Berlin 1983. S. 77-82.
- Martin Stock: Das Hörfunk- und Fernsehsystem in der Bundesrepublik Deutschland, in: Hörfunk und Fernsehen im Gemeinsamen Markt. Baden-Baden 1983. S. 25-120.
- Gustav-Georg Thiele: Radio und DX in Deutschland, in: DW-Handbuch für internationalen Kurzwellenrundfunk 82. Berlin 1981. S. 98-105. Zur Geschichte des Kurzwellenrundfunkempfangs in Deutschland.
- Surapone Virulrak: Mass media, tradition and change: an overview of Thailand, in: Media Asia. Vol. 10. 1983. Nr. 2. S. 101-105.
- Kurt Wagenführ: Die erste Programmzeitschrift. Seit 14. Oktober 1923. Wegbereiter und Begleiter des Rundfunks. Aufzeichnungen zur Rundfunkgeschichte Deutschland (Der deutsche Rundfunk), in: Fernseh-Informationen. Jg. 34. 1983. Nr. 19. S. 499-500.
- Robert A. White: The Latin American Association for Radiophonic Education, in: Media in education and development. Vol. 16. 1983. Nr. 3. S. 122-128.
- Dagmar Wiebusch: Vom Kleinkindermagazin zum Fernsehspiel. 10 Jahre Kleinkindersendungen im ZDF, in: Funk-Korrespondenz. Jg. 13. 1983. Nr. 39. S. 12-13.
- Günter Witte: Das deutsche Fernsehspiel hat eine Chance. Bemerkungen zur gegenwärtigen Situation, in: ARD Fernsehspiel. 1983. H. 4. S. 10-11.

- Günter Wirth: Nazi-Rundfunk verdrängte auch demokratische Christen, in: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks. Jg. 17. 1983. H. 1. S. 32-37.
- Cordula Zytur: 30 Jahre "Alte und Neue Heimat in Musik und Wort": "Für Verständigung und Aussöhnung". Kein Forum für "Berufsflüchtlinge", in: WDR-print. Nr. 90. 1983. S. 10.

BESPRECHUNGEN

Alfred Krantz und Hermann Herlinghaus: Film- und Fernsehliteratur der DDR. Eine annotierte Bibliographie - Auswahl 1946-1983. Bd. 1. (Berlin-Ost 1983). 207 S. (= Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft 24. Jg. (1983). Nr. 1)

Filmbibliographischer Jahresbericht 1980. In Zusammenarbeit der Hochschule für Film und Fernsehen der DDR mit dem Staatlichen Filmarchiv der DDR. Berlin (Ost): Henschelverlag Kunst und Gesellschaft 1983. 503 S.

Bereits 1977 stellte Hans Helmut Prinzler in der Sammelpublikation "Film in der DDR" (München: Verlag Hanser/Reihe Film. Bd. 13) resigniert fest: "Die Veröffentlichungen über den Film in der DDR - Bücher, Zeitschriftenaufsätze, Zeitungsartikel - sind längst nicht mehr überschaubar". Ähnliches gilt auch für das Fernsehen der DDR. Während indes für den Film der seit 1965 publizierte "Filmo-bibliographische Jahresbericht" vorliegt, fehlt für das Fernsehen ein adäquates Hilfsmittel. Eine Ausnahme stellen bestenfalls die von der Programmdirektion des Fernsehens der DDR herausgegebene Publikation "Theorie und Praxis. Bibliographie" (Berlin-Ost 1977. 36 S.) und die "Bibliographie zur 'Geschichte der sozialistischen Film- und Fernsehkunst'" dar. Diese erschien als Doppelnummer 1/2 (1972) der von der Hochschule für Film und Fernsehen der DDR von 1964 bis 1977 herausgegebenen Zeitschrift "Information" und faßt vornehmlich Literatur zu film- und fernsehästhetischen Fragen zusammen, während die erstgenannte Bibliographie lediglich die einschlägigen Beiträge zum Fernsehen zusammenstellt, die das Periodikum des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR, "Film und Fernsehen" (seit 1973), publiziert hat.

Um so größer die Erwartungen, die an eine auf zwei Bände angelegte Auswahlbibliographie der "Film- und Fernsehliteratur der DDR 1946 bis 1982" geknüpft werden; sie erscheinen jeweils als Sondernummer der ostberliner Fachzeitschrift "Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft". Gedämpft werden diese Erwartungen allerdings in mehrfacher Hinsicht. Zunächst ist in der Bundesrepublik bislang nur der erste Band greifbar, der in sechs Kapiteln die Literatur zu Film und Fernsehen in der DDR ordnet; 1. "Allgemein - Theorie und Geschichte", 2. "Nachschlagewerke - Filmographien, Bibliographien, Jahrbücher", 3. "DDR Film", 4. "DDR-Fernsehen", 5. "DDR - Film- und Fernsehausbildung" und 6. "Deutschland - Filmgeschichte". Vom zweiten Band sind bisher nur die vorgesehene Gliederungspunkte bekannt: zwei Länderreferate (7. "Sozialistische Länder", 8. "Andere Länder"), Literaturzusammenstellungen (9. "Internationalen Festivals, Symposien", 10. "Szenarien und Drehbüchern"), schließlich 11. ein "Verzeichnis der in der Zentralen Filmbibliothek Berlin vorhandenen Drehbücher" und 12. ein Register. Schon diese Übersicht bestätigt

den Befund, daß die Filmliteratur in dieser Bibliographie eindeutig überwiegt.

Zusätzlich werden die Erwartungen an die Bibliographie dadurch eingeschränkt, daß zwar laut Vorwort "erstmalig ... die in der DDR im genannten Zeitraum (1946-1982) erschienene Buchliteratur komplett aufgenommen" worden ist, die Zusammenstellung und Annotierung der Aufsatzliteratur sich dagegen beschränkt auf eine Auswahl von Beiträgen aus den Zeitschriften "Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft", "Information", "Film und Fernsehen" sowie aus den Periodika "Filmo-bibliographischer Jahresbericht", "Aus Theorie und Praxis des Films", "Studienmaterial Fernsehen der DDR", "Arbeitshefte" (Schriftenreihe des Präsidiums der Akademie der Künste der DDR), "Podium und Werkstatt" (Schriftenreihe des Präsidiums des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR), "Theater der Zeit" und "Weimarer Beiträge". Wer sich in der DDR-Literatur einigermaßen auskennt, muß fragen, weshalb sich die Bearbeiter bei ihrer Literaturrecherche auf diese schmale und, wie es scheint, keineswegs repräsentative Gruppe von Periodika beschränkt und nicht wenigstens die Zeitschriften "Rundfunkjournalistik in Theorie und Praxis" (1965-1973), die Programmzeitschrift "ff-dabei" oder gar die "Neue Deutsche Presse" ausgewertet haben, in denen regelmäßig über unterschiedliche Fragen des DDR-Fernsehens geschrieben wurde und wird.

Hat man es sich leicht machen wollen? Jedenfalls legt die genaue Durchsicht des bislang ersten Bandes der Bibliographie diese Frage nahe. Kapitel 4 etwa stellt in seinen Gruppen "DDR-Fernsehen - Allgemein; Dramatische Kunst; Publizistik") ganze 164 Titel aus den Jahren 1959 bis 1982 zusammen, wobei die Auswahl der Gruppe "DDR Fernsehen - Publizistik" fast ausschließlich, wenn nicht gar einseitig Literatur über und zu Produktionen des Studios Walter Heynowski & Gerhard Scheumann betrifft. Auch wenn man die das Fernsehen betreffenden 21 Titelnennungen aus dem 1. Kapitel "Allgemein - Theorie und Geschichte" hinzuzählt, in dem (erkenntnis-)theoretische und ästhetische Darstellungen eindeutig dominieren, außerdem die 60 Literaturangaben im 5. Kapitel "DDR - Film- und Fernsehausbildung" (hauptsächlich Beiträge zu Aufgabe und Geschichte der Hochschule für Film und Fernsehen der DDR bzw. Bibliographie deren Lehrhefte und -briefe), kann keineswegs von einer auch nur im Ansatz nachvollziehbaren validen Literaturauswahl zum DDR-Fernsehen die Rede sein.

Man kann also getrost auf das unterdessen seit fast zwanzig Jahren bewährte Hilfsmittel, den "Filmo-bibliographischen Jahresbericht", zurückgreifen, dessen neuester Band für den Berichtszeitraum 1980-1983 erschienen ist. Man sollte sich indes nicht von dem Titel beirren lassen, hält diese Publikation doch eine ganze Reihe bibliographischer Materialien auch zum DDR-Fernsehen bereit. In ihrer "Filmographie" etwa sind mit exakten Angaben die Fernsehfilm-Eigenproduktionen aus dem Jahre 1980 in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt, ferner zwei Übersichten über (a) die vom Fernsehen der DDR 1980 gesendeten Spielfilme aus den Jahren vor 1945 und (b) die von der staatlichen Filmverleihgesellschaft, der "Progress-Film-Verleih", verliehenen und

1980 gesendeten Spielfilme aus der DDR. Ausländische Filme, die das DDR-Fernsehen 1980 ausgestrahlt hat, sind in den Abschnitten über die jeweiligen Herkunftsländer - ebenfalls mit exakten filmographischen Angaben und dem Sendetermin - zusammengestellt. Neben diesen für Programmuntersuchungen nützlichen Angaben finden sich im Teil "Bibliographie" des Filmo-bibliographischen Jahresberichtes unter verschiedenen systematischen Gruppen ("Fernsehen", "Fernsehfilm", "Dokumentarfilm Fernsehen" oder "Theorie und Geschichte") ausgewählte Aufsätze und Artikel nicht nur aus Zeitschriften, sondern auch aus Zeitungen. Besonders verwiesen sei auf den Abschnitt "Film- und Fernsehliteratur der DDR", in welchem "Monographien", "Buchreihen, Jahrbücher, Kalender", "Kataloge", "Lehrmaterialien" sowie einschlägige Dissertationen aus dem Jahre 1980 erfaßt sind; die Dissertationen übrigens sind nicht nur in der "Sektion Journalistik" der Karl-Marx-Universität Leipzig entstanden, sondern, wie die 14 Nennungen zeigen, auch an anderen Hochschulen der DDR.

Arnulf Kutsch

Tondokumente im Schallarchiv des Norddeutschen Rundfunks. Bd. 11: Tondokumente der Jahre 1961 und 1962, herausgegeben von Dietrich Lotichius, bearbeitet von Susann Millhagen und Karin Werum, Hamburg 1983, 4 ungezählte, VII und 60 Seiten.

Jede Archivierung historischer Information rechtfertigt sich am überzeugendsten durch die Intensität der Benutzung. Diese aber bleibt abhängig von der Qualität der Erschließung der archivierten Information. Jede Investition in die Dokumentation der verwalteten Archivalien verbessert folglich die Voraussetzung der Nutzung und trägt zur Legitimation der archivischen Tätigkeit bei. Nach diesem Grundsatz zu handeln, entspricht der Rationalität der Tätigkeit jedes verantwortlichen Archivars. Im Falle des Schallarchivs des Norddeutschen Rundfunks verdient die Hartnäckigkeit besondere Anerkennung, mit der die Aufarbeitung der älteren Tondokumente aus der Programmtätigkeit des Senders seit mehr als einem Jahrzehnt allen widrigen Umständen zum Trotz kontinuierlich fortgesetzt wird. Das Ziel, "den Redaktionen die Fülle des täglich wachsenden Aufnahmegutes transparent zu machen und das im Magazin des Schallarchivs verwahrte Programmvermögen der Anstalt für neue Sendevorhaben zu nutzen", wird sicher um so mehr erreicht, als die Erschließungsergebnisse nicht nur in zentralen Karteien nachgewiesen werden, sondern in handlichen Übersichten zur Verfügung stehen. Ausdrücklich wird in der Vorbemerkung der Bearbeiter betont, daß der Katalog nur eine Auswahl der insgesamt erhaltenen Aufnahmen belegt. Indem jedoch mit den ausgewählten Schallaufnahmen die große inhaltliche Breite der Bestände dokumentiert wurde, bleibt der Effekt der Anregung zur Nutzung gewahrt.

Aus dem Inhalt des vorliegenden Bandes, der 160 Einzelaufnahmen der Jahre 1961 und 1962 nachweist, interessieren an dieser Stelle vor allem jene zur Rundfunkgeschichte. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes im Fernsehstreit zwischen Bundesregierung und Ländern war Anlaß zu Äußerungen von Bürgermeister Nevermann

und Intendant Walter Hilpert (Nr. 12, 14 und 17), und Karl Holzamer konnte sich schon bald über seine Aufgaben als Intendant des ZDF äußern (Nr. 73). Den Charakter der Mehrländeranstalt NDR unterstreichen Aufzeichnungen aus Anlaß der Einweihung des Landesstudios Kiel (Nr. 99) und der Amtseinführung von Walter Schultz als Leiter des Funkhauses Hannover (Nr. 55). Den Intendantenwechsel von Walter Hilpert zu Gerhard Schröder belegen zwei weitere Dokumente (Nr. 52 und 53). Des Todes von Walter Hilpert wird ebenso gedacht wie der Einführung des 3. Programms von NDR und SFB (Nr. 109, 129 und 130). Die Technik der Fernsehübertragung via Satellit erläuterte Heinz Haber bereits im Juli 1962 (Nr. 111).

Gegenüber früheren Bänden fällt die insgesamt geringere Berücksichtigung der benachbarten Medien auf. Zwar ist der Presse mit mehr als zehn Aufnahmen gedacht, diese betreffen aber **sämtlich** die Spiegel-Affäre im Herbst 1962, während die Welt des Films nur mit je einem Interview mit Willy Fritsch und mit Elisabeth Bergner aufscheint. Weitere Aufnahmen erinnern an die regelmäßige Berichterstattung über Ereignisse des Theater- und Musiklebens wie der Kleinkunsthörsäle im Rundfunkprogramm. In erstaunlich großer Vielfalt zeugen die zahlreichen Belege von der Pflege der Literatur in der Rundfunkarbeit, die sich nicht nur auf die deutschsprachige Literatur beschränkt: Tondokumente mit den Stimmen von Henry Miller und Erskine Caldwell gehören gewiß zu den selteneren Beständen. Literaturhistoriker können künftig kaum auf die Quellen in den Schallarchiven des Rundfunks verzichten, und ähnliches gilt für Studien zur Wissenschaftsgeschichte. Die Namen von Alexander Mitscherlich und Max Horkheimer, von Theodor Adorno (im Streitgespräch mit Elias Canetti), Ernst Block (Nr. 62, 82, 83, 87) und von Otto Hahn deuten die Breite der Überlieferung an.

Die Jahre 1961 und 1962 waren reich an Ereignissen, die sich im Gedächtnis der Öffentlichkeit einprägten; der Bau der Berliner Mauer und die Flutkatastrophe in Hamburg gehören ebenso dazu wie der Staatsbesuch General de Gaulles im Vorfeld des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages und die Kuba-Krise. Zusammen mit entsprechenden Aufnahmen zur Außen-, Innen- und Wirtschaftspolitik bietet der Band einen neuen Beleg für die Chronik der Zeit im Rundfunkprogramm. Wegen der formalen Beschreibung der einzelnen Tonaufnahmen kann auf die vorausgegangenen Besprechungen verwiesen werden (zuletzt MITTEILUNGEN 9, 1983, S. 48 f); der Namensindex weist 220 Personen nach, das Schlagwortregister könnte präziser gestaltet sein. Erstmals wurde begonnen, typische Sendeformen zu dokumentieren, so z.B. An- und Absagen für Gastarbeitersendungen in Nr. 58, ein Dokumentationsbereich, dem auch künftig Aufmerksamkeit gewidmet bleiben sollte.

Friedrich P. Kahlenberg

Heide Riedel: 60 Jahre Radio. Von der Rarität zum Massenmedium. Hrsg. v. Deutschen Rundfunkmuseum e.V. Berlin. - Berlin 1983, Selbstverlag, 113 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Peter Dahl: Radio. Sozialgeschichte des Rundfunks für Sender und Empfänger. - Reinbek 1983, Rowohlt Taschenbuchverlag (= Kulturen und Ideen), 254 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Von der grassierenden Radiotie gepackt, sind zwei Fachjournalisten auf die gottlob breiten Schultern der wenigen Rundfunkhistoriker geklettert und haben sich einen Überblick über ein halbes Dutzend Jahrzehnte der Geschichte eines Mediums verschafft. Dabei trampeln sie, wie bei derlei Turnübungen unvermeidlich, auch einmal auf ihren Trägern herum, besonders wenn ihr Blick sich, nach allen Regeln der subjektiven Wahrnehmung und der historischen Perspektive, verkürzt oder gar zur Fixation verengen will. Doch glücklicherweise findet sich schließlich doch immer wieder ein versicherndes Zitat, ein vielsagendes Zeugnis, ein puppenlustiges oder todernstes Zierbild, und alles ist wieder paletti. Mal bieder, mal bissig - die Geschichte erzählt sich dann ganz von selbst, mit ihren strahlenden Helden, ihren finsternen Böslingen und mit den vorgeschriebenen Grauen (Roten, Braunen, Schwarzen) Eminenzen mittenmang. Dann wird rasant amodoriert, elegant verfeatured, die O-Dokumente mediengerecht typografisch ausgesingled und starke Visuals als illustrative Gimmicks vom Layouter haarscharf in den Running Body geschossen, - die notwendigen Teaser und Stopper für die fernsehverwöhnten Leser- und Durchleserschaft. Das macht Media Merchandising: Heide Riedels gefälliges Raritätenkabinett durfte das Deutsche Rundfunkmuseum als nostalgischen Farbtupfer auf der Berliner Funkausstellung 1983 anbringen. Peter Dahls widerpenstige Sozialreportage paßte seinem Verlag vorzüglich ins Konzept des totalen Textumsatz, mit dem das Druckmedium Taschenbuch neuerlich als periodische Serienschrift gegen die expansiven Elektromedien angetreten ist.

"Publish, and be damned!" (Basil Kingsley Martin, 1897-1969)

Winfried B. Lerg